

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Aus Deutschlands Vergangenheit

eine Sammlung von Erzählungen mit kulturgeschichtlicher Grundlage

Der Untergang der Stedinger - eine geschichtliche Erzählung aus der
Vorzeit von Köln, Hamm und Bremen

Fricke, Wilhelm

Bielefeld, [1893]

urn:nbn:de:gbv:45:1-6554

Geschicht. H.

IX.B.

756





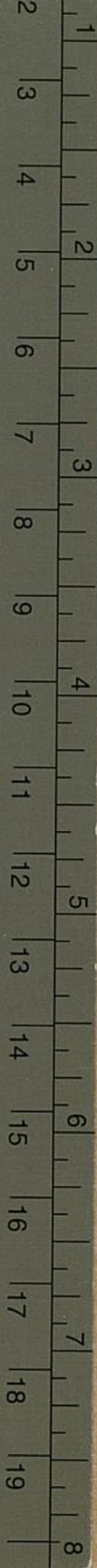
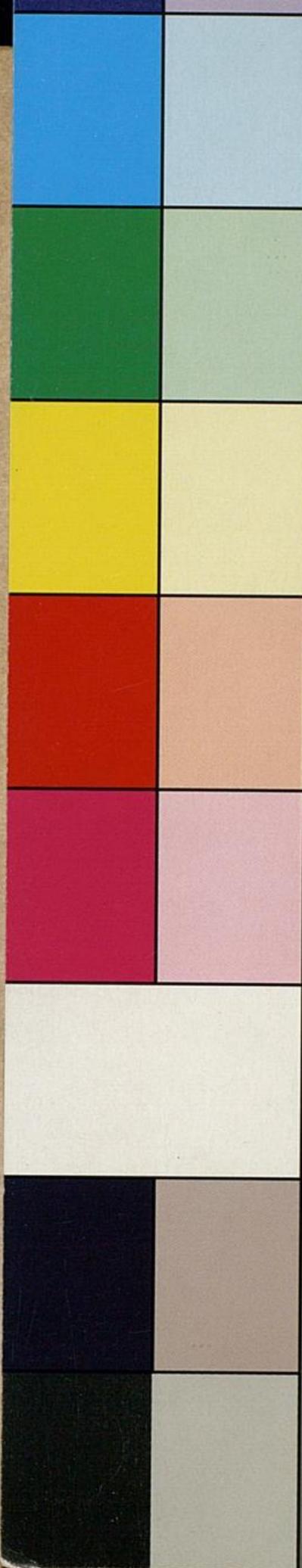
B.

756

Farbkarte #13

B.I.G.

Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black



Der Untergang der Stedinger.

— — — — —
Eine geschichtliche Erzählung
aus der Vorzeit

von

Köln, Hamm und Bremen.

von

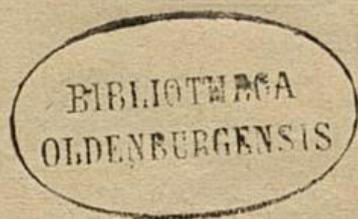
Wilhelm
W. Fricke.



Bielefeld.

Verlag von A. Helmich's Buchhandlung
(Hugo Anders).

60



Meyersche Hofbuchdruckerei (Quentin)
in Detmold.

527



1. Kapitel.

Westlich von der Stadt Hamm in Westfalen, da, wo ehemals die heute abgeleitete Ahse in die Lippe fiel, lag im Mittelalter die Hauptfestung der Grafen von Isenberg, das stolze und zinnenreiche Nienbrügge. Forscher sagen, es sei auf den Trümmern des Kastells Aliso angelegt worden, das von Drusus noch vor Beginn unserer Zeitrechnung hier erbaut wurde, um die nordwärts wohnenden Brukterer und die südlich angrenzenden Sigamberer in Schach zu halten; eine „alte Brücke,“ wenigstens die Trümmer derselben, hätten noch bei Erbauung des mittelalterlichen Castrums gestanden und daher sei der Name Nienbrügge, das heißt „Neubrücke,“ entstanden.

Es war um das Jahr 1225. Noch war Hamm, das erst später aus den Trümmern Nienbrüggens erbaut wurde, nicht entstanden; noch war das weite Gebiet an der Lippe entlang eine Wiesenfläche, durchzogen von Gräben, die von dem wasserreichen, nahen Flusse gespeist wurden. Der Herbstmorgensonne vergoldete die weite Gegend und an den Spinnfäden, welche Gras und Ackerland überzogen hatten, hingen Millionen von glänzenden Thaupearlen, ebensovielen Diamanten vergleichbar. Die Wiesengründe an der Lippe erwachten aus ihrer Ruhe und streckten ihre breiten Flächen aus wallenden Nebeln dem Lichte des Tages entgegen, während die Weidenbäume ihre schläfrigen dicken Köpfe im nahen Flusse spiegelten, aus welchem muntere Fische emporschnellten, als wollten sie die Strahlen der Tageskönigin erhaschen.

In dem Rohre der Lippe und Ahse spielten muntere Wasserhühner und hier und da schritt ein Storch gravitatisch

durch die Wiesen, um sich vor seiner Abreise nach dem Süden noch an einigen Fröschen zu erlesen.

Auf dem Schlosse ging es munter her. Der Graf hatte eine Anzahl seiner lehnspflichtigen Edelleute auf seine Burg entboten und eben jetzt in früher Morgenstunde meldete der Türmer neue Gäste. Eine gewappnete Schar sprengte an dem rechten Ufer der Lippe entlang und entfaltete an dem Zugange zur Brücke, die der Wasserburg den Namen gegeben hatte, das tecklenburgische Banner. Voran ritt auf mutigem Streitrosse ein gewaltiger Recke. Jeder Zoll an dieser Erscheinung schien auf den Krieg gerichtet zu sein, insonderheit aber das scharfgeschnittene, bärtige Antlitz mit den funkelnden Augen.

Otto von Tecklenburg war gekommen, seinen Freund, den Grafen Friedrich von Isenberg, zu dem Landtage der Edlen und Bischöfe Westfalens abzuholen, der auf Veranlassung des Erzbischofs Engelbert von Köln in Soest zusammentreten sollte.

Eben schritt der Isenberger über die Brücke, welche die beiden Teile seines Schlosses mit einander verband, um den Gast zu begrüßen. Graf Friedrich gab dem Tecklenburger in kriegerischer Kraft nichts nach. Auch er war hochgewachsen und eine wilde Entschlossenheit sprach aus seinen Zügen, eine Entschlossenheit, die mit Trotz und Ingrimm gepaart schien.

„Willkommen auf Nienbrügge!“ rief er, als die Zugbrücke niedergelassen worden war, seinem vornehmen Gaste entgegen.

Donnernd sprengte die reißige Schar in die Burg. Knechte eilten herbei und die beiden Grafen schüttelten sich die Rechte, traten ein wenig abseits und vertieften sich, während die Pferde abgezäumt wurden, in ein Gespräch.

„Ihr kommt nicht durch, Vetter,“ sprach Otto von Tecklenburg im Laufe desselben, „glaubt es mir. Meint Ihr, der stolze Pfaffe in Köln gäbe nach?“

„Er ist mir verwandt,“ bemerkte Graf Friedrich.

„Um so mehr wird er auf Eure Nachgiebigkeit rechnen,“ sagte jener. „Eine Krähe hackt der andern kein Auge aus. Ein Geistlicher wird ein geistliches Stift in allen Fällen schützen, selbst gegen seinen Verwandten.“

„Meine Rechte als Schirmherr des Stiftes Essen sind verbrieft,“ versetzte der Ißenberger.

„Der Erzbischof wird Euch beweisen, daß Ihr der Übertreter und Bösewicht seid,“ sprach Graf Otto. „O, ich kenne das! Habe selbst Erfahrungen gemacht. Sitze nicht umsonst zwischen zwei Bischöfen am Gebirge.“

Der Schloßherr blickte finster vor sich hin. Seine Miene drückte Troß und Verbitterung im höchsten Maße aus.

„Dann ziehe ich nicht nach Soest!“ rief er endlich aus. „Der stolze Pfaffe soll nicht die Freude haben, über mich in meiner Gegenwart ein Urtheil zu fällen.“

„Unsinn, Better,“ versetzte der Tecklenburger und er schlug dabei auf den Griff seiner Wehre, „Ihr müßt nach Soest und zwar bis an die Zähne bewaffnet, denn dadurch werdet Ihr die Schwarzvöcke so einschüchtern, daß sie wenigstens das Außerste nicht wagen. Hört, wie es mir neulich erging. Ich hatte einige Osnabrücker niedergeworfen und wurde dafür vor die heimliche Behme geladen. Natürlich erschien ich. Mit fünfzig reißigen Knechten trat ich an. Hieß diese in einiger Entfernung halten und meines Winkes gewärtig sein, während ich in den Kreis meiner ehrbaren Richter trat, die, während sie ihr Urtheil abgaben, ängstlich nach meinen Knechten schauten. Ich wurde natürlich freigesprochen, ha, ha, ha!“

Der Ißenberger nickte zustimmend.

„Ihr mögt so Unrecht nicht haben, Better,“ sagte er dann.

„Ihr reitet also morgen mit nach Soest?“ fragte der Tecklenburger.

Graf Friedrich bejahte.

„Wählt Euch ein handfestes Geleite dazu,“ mahnte jener.

„Habt Ihr nicht so eine Hand voll verwegener Gesellen?“

„Ich werde den Junker von Kinkerode beauftragen,“ sprach der Ißenberger, „er haßt den Erzbischof schlimmer als den Teufel.“

„Recht so, Better,“ sagte Otto von Tecklenburg, „nunmehr aber laßt uns über die Brücke schreiten, denn von drüben naht, wie ich sehe, die Gräfin.“

Die beiden Edlen gingen nun, das Gespräch abbrechend, neben einander über die Lippe, der Schloßherrin entgegen, die gekommen war, den Gast zu begrüßen.

Die Gräfin Sophie Elisabeth war von hoher, schlanker Gestalt. Ihre schönen aber etwas blassen Züge deuteten auf Sanftmut, ihre großen blauen Augen auf religiöse Schwärmerei, und in der That hatte sich diese besonders dem weiblichen Teile des deutschen Adels damaliger Zeit bemächtigt, als ein Gegensatz zu den rauhen, kriegerischen Treiben der Männer. Während diese mit den mächtig aufstrebenden Bischöfen rangen, um ihre Selbständigkeit zu erhalten, standen vielfach die Herzen der Schloßfrauen auf Seiten der Kirche, die damals einen Damm gegen die Nothheit der Zeiten bildete.

„Willkommen, Herr Graf!“ rief die Schloßherrin dem Gaste entgegen, der rasch näher trat, während der Hsenberger langsamer folgte.

„Wie geht es daheim der Frau Gräfin, der trefflichen Mechtildis?“ fügte sie hinzu, als der Tecklenburger die üblichen Höflichkeiten bezeugt hatte. „Versenkt sie sich noch immer gern in die Poesien unserer Sängere?“

„Sie hat sogar versucht, auch mich für diese süßlichen Sachen geschmeidig zu machen, holde Gräfin,“ versetzte der Tecklenburger lachend, „allein das rauhe Kriegshandwerk streift stets den Anstrich, den sie mir nach langen Mühen glücklich beigebracht hat, wieder ab. Ich bin unverbesserlich, und Ihrem Gemahl, meinem Vetter, geht es wohl ebenso, schöne Frau.“

Elisabeth warf einen flüchtigen aber besorgten Blick auf den Schloßherrn, der finster über das Geländer in die Tiefe schaute.

Sie bat darauf den hohen Gast, ihr in die Trinkhalle zu folgen, wo ein Imbiß ihrer harre.

„Ich denke es mir auf der Tecklenburg, umringt von den waldigen Höhen des Osning, schön,“ sprach sie dann, neben dem Grafen einerschreitend, während ihr Gemahl finster und verdrossen folgte.

„Die Hsenburg bei Hattingen ist nicht minder trefflich, schöne Frau,“ versetzte Graf Otto, „im grunde aber sind die Wasserburgen wie Nienbrügge den Bergfesten vorzuziehen. Ich habe mir daher in meinem neuen Gebiete, nördlich vom Weisergebirge, ein festes Schloß in jumpfiger Umgebung

angelegt, die Kloppenburg, und die angrenzenden Bischöfe wollten darob vor Reid bersten."

"Ihr seid also auch ein Feind der Kirchenfürsten, Herr Graf?"

"Jeder Dynast muß das sein," antwortete der Tecklenburger.

In diesem Augenblicke traten mehrere vom Lehnsadel der Ißenberger in die Halle, voran ein finster dareinschauender Ritter.

"Haltet mich, gnädige Frau, einige Minuten für entschuldigt," sprach Graf Otto, die Angekommenen musternd, "ich sehe dort einen alten Kampfgenossen, den Junker von Kinkerode, dem ich einige Worte gönnen möchte."

Mit diesen Worten erhob er sich, während die Hereingetretenen sich näherten, um die Gräfin und einige Damen zu begrüßen. Kinkerode wandte sich, nachdem er der Burgherrin seine Reverenz gemacht hatte, dem Tecklenburger zu.

"Freue mich, Ew. Gnaden wohlzusehen," sprach er mit einer tiefen, schnarrenden Stimme.

"Wie gehts Euch, Kinkerode?" fragte der Graf, dem Junker die Rechte reichend.

"Nah, schlecht genug," sagte dieser. "Wir liegen hier seit Jahren auf der Bärenhaut und unsereiner lebt nur auf, wenn er das Klirren der Harnische hört."

"Wenn es Euch recht ist, so wollen wir drüben in der Fensternische mit einander reden, denn unsere Worte möchten die zarten Ohren der holden Frauen beleidigen," sprach Graf Otto und trat, gefolgt von dem Junker, zur Seite.

"Werdet Ihr morgen mit nach Soest reiten?" fragte darauf der Tecklenburger.

"Mein Lehns Herr will mich als Burgvogt von Nienbrügge zurücklassen," sprach der von Kinkerode, "und bei allen Heiligen, das ist mir lieber, als in Soest Bürger- und Pfaffenluft einzuatmen."

"So ist's recht, alter Waffengefährte!" lachte Graf Otto. "Allein diesmal macht eine Ausnahme. Reitet mit. Ich will meinen Vetter zu bewegen suchen, einen anderen Schloßvogt zu bestimmen."

Kinkerode runzelte die Stirn.

„Nehmt's mir nicht übel, Herr Graf,“ versetzte er dann, „ich bleibe lieber hier. Der Anblick, so viele wackere Ritter in demütiger Haltung vor dem stolzen Pfaffen von Köln zu sehn, vergällt mir das Dasein. Besser ist es, in der Lippe Fische fangen, als Bücklinge vor den Schwarzröcken und Krummstäben zu machen.“

„Hagel und Flammen, Ihr sprecht mir aus der Seele, Kinkerode!“ sagte Otto von Tecklenburg ungeduldig, „Meint Ihr denn, mir wäre es eine Freude, die Krummstäbe zu sehen? Eurem Lehnsherrn aber ergeht es, wie uns beiden. Seht nur, wie verdrossen der Graf Friedrich dareinschaut. Ich sage Euch, Ihr müßt mit.“

Der Junker starnte mit gerunzelter Stirn zu Boden.

„Nun, habt Ihr Euch entschlossen?“ fragte der Tecklenburger nach einer Weile.

„Ihr müßt nämlich wissen, Herr Graf, daß ich meinen Herrn beredet habe, in den Streitigkeiten mit dem Stifte Essen nicht nachzugeben,“ versetzte der von Kinkerode, „wie ich aber den Engelbert kenne, so wird er mit seinen Pfaffenkünstlern und seinem Maulwerk meinen Grafen zu bereden verstehn, klein bei zu geben; das aber würde mich wurmen.“

„Jetzt sind wir auf der rechten Fährte, wackerer Freund,“ sprach Graf Otto, „sollten sich Eure Befürchtungen erfüllen, so bleibt uns immer noch der Appell an's Schwert.“

Die Augen des Junkers leuchteten auf.

„Euer Lehnsherr, ich kenne ihn genau,“ fuhr darauf jener fort, „läßt sich vielleicht durch den Erzbischof bewegen, seine Ansprüche fallen zu lassen, allein nachher kommt die Reue und der Groll desto verstärkter und dann —.“

Hier schwieg der Graf.

„Und dann?“ forschte der Junker.

„Seid ihr der Mann, die glimmenden Kohlen anzublafen,“ flüsterte der Graf Otto. „Habt Ihr nicht auch noch ein Hühnchen mit dem Kölner zu pflücken? Seid Ihr nicht auch von ihm über's Ohr geschlagen worden?“

„Bei Gott, das bin ich!“ rief der Edle von Kinkerode.

„Und nun?“ fragte der Tecklenburger.

„Ich reite mit,“ sprach der Junker.

„Dann bin ich beruhigt,“ sagte der Graf, „denn ich weiß, daß Ihr ein Mann der That seid und vor nichts

zurückbebt, selbst nicht vor einem Bischofshute. Wenn Engelbert von Köln meinen Vetter benachtheiligt, dann muß er herunter von seinem Rosse, habt Ihr mich verstanden, Rinkerode?"

„Nichts ist einfacher als das, gnädiger Herr,“ versetzte der andere, finster lächelnd, „doch hält, da fällt mir ein, daß die That für meinen Lehns Herrn und sein Gebiet bedenkliche Folgen haben könnte. Wie würden sich die beiden Brüder des Grafen Friedrich, die Bischöfe von Osnabrück und Münster verhalten, wenn das Äußerste geschähe?"

„Sie hassen den Kölner wie die Pest,“ antwortete der von Tecklenburg, „ich hab's aus ihren eigenem Munde.“

„Und Ihr, Herr Graf?"

„Ich decke Euch den Rücken,“ sprach dieser, „doch nun müssen wir zur Festtafel zurück, denn ich sehe, daß die Augen der gnädigen Frau besorgt auf uns blicken. Auf dem Wege nach Soest haben wir Gelegenheit, noch manches zu besprechen. Gehabt Euch indessen wohl.“

So schieden die beiden Ritter, um ihre Plätze einzunehmen und bald darauf die gewaltigen Humpen zu schwenken, als ob sie soeben einen friedlichen Jagdzug besprochen hätten, als ob ein Mordplan ihre Zechlust nicht hindern dürfe.



2. Kapitel.

Den Tag über herrschte im Burghofe von Nienbrügge ein lustiges Treiben. Rosse wieherten, Harnische blinkten, Knappen und Ritter durchschritten klirrend den weiten Hof, beschauten den Marstall und weideten sich an dem Anblicke der Streithengste. Erst gegen Abend verpflanzte sich das Leben vom Schloßhofe wieder in das Zechgemach.

In der Wohnung des Thorwarts Wallbrecht brannte die Hängelampe matt und matter. Der Alte saß, eine

mächtige Hellebarde neben sich gestellt, in einem Sessel und schlief, nicht minder seine Ehehälfte, die fromme aber stark gespenstergläubige Margaret. Die letztere hatte sich einen sicheren Platz hinter dem Kachelofen ausgesucht und nicht vergessen, den Rosenkranz in die Hand zu nehmen, damit es keinem bösen Geiste einfalle, Besitz von ihrer Person zu nehmen.

Unmittelbar neben dem Lichte saß die einzige Tochter des ehrenwerten Paares, die junge Margaret. Blühend und frisch, schlank von Gestalt und behende in ihren Bewegungen, drehete sie die Spindel, als wollte sie noch ein Duzend Gebind fertig stellen, trotzdem der Wächter des Schlosses soeben mit lautem Rufe bereits die erste Stunde angezeigt hatte.

Marga, wie sie gewöhnlich angeredet wurde, war eine seltene Erscheinung, besonders für ihren Stand. Ihr braunes, strahlendes Auge deutete auf einen festen Charakter und ihre Haltung und sinniges Wesen bekundeten eine Reife des Geistes, die für den Ort, wo sie lebte, nicht eben gewöhnlich ist.

Von Zeit zu Zeit warf die schöne Margaret einen Blick auf ihre schlafenden Eltern, dann hörte sie auf zu spinnen und horchte. War sie auch so gespenstergläubig wie ihre Mutter, die fest den Rosenkranz umfaßt hielt? Die Röthe ihres blühenden Antlitzes widersprach dieser Ansicht sofort, denn der Aberglaube macht ja die Wangen bleich. Lauschte sie auf das dumpf aus der Trinkhalle herübertönende Geräusch der Eisenberger Ritter, welche zu Ehren des hohen Gastes im Becherschwingen nicht müde wurden?

Ein Pfiff erscholl. Nur leise drangen seine Schallwellen in das Gemach; aber sie schienen sich doch ihren Weg bis zum Herzen Margarets gebahnt zu haben, denn diese erhob sich rasch und geräuschlos. Sie ordnete ebenso behende ihre Kleider, warf noch einen Blick in den kleinen Spiegel, einen zweiten auf das schnarchende Paar und schritt dann leise zur schweren, eichenen Thür.

Hier blieb sie stehn, wie unentschlossen, ob sie dieselbe öffnen sollte oder nicht. Da tönte es von draußen zum zweiten male. Margaret drückte ihre Hand erst gegen ihren

Busen, dann aber auf die Klinke und schritt schnell in den dunklen Thorweg, in den hinein die Thür sich öffnete.

„Seid Ihr's, Herr Junker?“ fragte sie halblaut.

Eine hohe Männergestalt trat aljobald an sie heran.

„Ich befürchtete, Du habest bereits Dein Schlafgemach aufgesucht, Marga,“ sprach der Mann, ihr die Hand reichend, „und ich wollte Dir doch so gern noch eine Neuigkeit mitteilen. Du zitterst, mein Lieb?“

„Nicht doch, Herr Junker.“

„Nenne mich nicht immer so, Marga,“ versetzte der Mann; „ich bin für Dich nicht der Junker von Mattena, sondern Dein Schatz. Walter sollst Du mich nennen, hörst Du? Rede mich einmal so an!“

Es entstand eine Pause.

Endlich aber schien sich Margaret gesammelt zu haben.

„Was wolltest Du mir mitteilen, Walter?“ fragte sie, doch klang das letzte Wort unsicher und unklar.

„Du wirst es später schon besser lernen, wenn Du mein Weib bist, Marga,“ sagte der Junker und zog die Thorwartstochter sanft an seine Brust, „denn das sollst Du werden, so wahr mir Gott helfe!“

Der Junker küßte seine Braut, dann aber sprach er: „Höre jetzt die Neuigkeit. Ich war erst bestimmt, den Grafen nach Soest zu begleiten; der Tecklenburger Dynast aber scheint den Schloßherrn veranlaßt zu haben, den wilden Rinkerode mitzunehmen, und ich bin daher an dessen Statt zum Burgvogt ernannt worden. So haben wir denn Gelegenheit, uns häufiger zu sehn und zu sprechen. Wie gefällt Dir das, Marga?“

Das Mädchen entwand sich sanft den Armen des Junkers.

„Ach,“ seufzte sie, „mir grauet vor dem Augenblick, da die Leute erfahren, daß ich Deine Liebste bin. Was werden die Mägde zischeln, wenn sie an der Lippe bleichen, was werden sie die Nase rümpfen und mein Vater dazu fluchen?“

„Sei ohne Sorge, Marga,“ tröstete der Junker; „ich werde ihnen bald das Maul stopfen. In einem halben Jahre schaltest Du auf Haus Mattena als Schloßfrau.“

„Was aber wird die gnädige Frau dazu sagen?“ wandte sie ein.

„Meine Mutter will mein Glück,“ versetzte der Ritter, „und ein Sprichwort sagt: Jeder ist seines Glückes Schmied,“ fügte er lachend hinzu. „Obendrein denkt sie nur an ihre ewige Seligkeit und ist dem Weltlichen rein abgestorben. Wenn ich mit Dir vor sie hintrete und sage: Siehe, Mutter, dies ist meine Erwählte, wird sie nicht lange nach Deiner Ebenbürtigkeit fragen, denn sie war ja selbst keine Adelige. Sie wird Dich betrachten und dann aus vollem Herzen in die Worte ausbrechen: Gott segne euch!“

„Weißt Du das so sicher, Walter?“ forschte Marga.

„Ja, das weiß ich,“ antwortete der Junker. „Übrigens fällt, wie Du siehst,“ flüsterte er dann, „der Apfel nicht weit vom Stamme. Mein Vater, Gott habe ihn selig, nahm die Tochter eines Schulzen.“

„Lebte er auch glücklich mit ihr?“ unterbrach Margaret den Erzähler.

Der Ritter schwieg.

„Nun?“ fragte sie.

„Er fiel in einem Zweikampfe zur Ehre seiner Frau,“ sagte der Junker. „Der Vater des Rinkerode, der nun auch längst erschlagen ist, stieß ihn nieder, als während des Streites die Ringe des Brustharnisches bei seinem Gegner, den er so schwer beleidigt hatte, sich lösten.“

Margaret hatte gespannt den Worten ihres Liebsten gelauscht.

„Wodurch war denn die Feindschaft entstanden?“ fragte sie.

„Der Rinkerode soll sich, wie ich später hörte, gebrüstet haben, er hätte die schöne Schulzentochter eher gekannt, als der von Mattena, und dieser sei ein Narr, eine Bauerndirne zur Burgfrau zu machen.“

„Heilige Jungfrau!“ seufzte Margaret und ließ ihr Haupt hängen.

„Was giebt's?“ fragte der von Mattena.

„Ich dachte daran, wie bitter es für Deine Mutter sein muß, daß sie die Ursache des frühen Todes von ihrem Gemahl geworden ist!“

„Unsinn, Marga!“

„O nein, ich würde vergehn, wenn ich dächte . . .“

„Daß ich an Dir sterben würde!“ lachte der Junker, indem er die beiden Hände des Mädchens erfaßte.

„Der Kinkerode ist ein schrecklicher Ritter!“ seufzte Margaret.

„Hat er Dich vielleicht beleidigt?“ rief der junge Mann und ließ die Hände seiner Braut fahren.

„Sprich, was ist geschehen?“ fragte er weiter, und seine Stimme hatte einen sonderbaren, harten Klang, etwa wie Stahl, wenn er zerspringt.

Margaret erbebte.

„Nun?“ forschte der Junker und das Nun war wie der Schlag eines Schwertes.

„Als ich neulich hier im Thorwege an ihm vorbeischiß, wollte, suchte er mich zu umfassen,“ sprach sie.

„Und Du!“

„Ich versetzte ihm einen Schlag in's freche Antlitz.“

Der Ritter von Mattena stöhnte auf.

„Ha,“ sagte er, „wir müssen ein Ende machen, Marga. Meine Mutter wird von Tag zu Tag hinfälliger. Sie muß eine Stütze haben. Morgen schon will ich mit dem Burgkaplan reden. Er soll der Gräfin meine Absicht kund thun. Der Kinkerode aber mag sich hüten, seine Hand nach der Erwählten des Junkers von Mattena auszustrecken; denn, beim Ewigen, es könnte mir einfallen, daß ich noch den Tod meines Vaters zu rächen habe!“

Margaret lehnte sich erschrocken an die feuchtkalte Wand des Burgthores. Plötzlich aber fuhr sie auf. Sie hatte die Stimmen ihrer Eltern vernommen.

„Man kommt,“ sprach sie.

„Schlaf wohl, Marga und vergiß den Schrecken, den ich Dir eben bereitet habe,“ versetzte er und schritt davon, während sich das Mädchen zur Thür wandte, die nur angelehnt war. Deutlich hörte sie, wie Vater und Mutter sich unterhielten.

„Wo is de Deern blewen?“ fragte er.

„Weit is't?“ antwortete die Mutter.

„Hör eis, Olle, de Deern gefällt mi in 'er lasten Tid nich mer,“ fuhr er fort, „ich sagg sei vor Dagen mit dem van Mattena führen.“

„Wat künn dat sin? Dei Junker ist nich öawal. Sei geit alle Dage tor Kerken.“

„Greit, häst'n Brett vör'n Kop?“ rief der Thorwart ärgerlich.

„Kür Du met der Deern,“ versetzte Frau Margaret.

„Dat is mine Arbeet för mi,“ ließ sich der Alte vernehmen.

Die Horcherin hatte nunmehr genug gehört. Leise schlich sie in den Thorweg weiter, öffnete vorsichtig eine Thür und verschwand in demselben Augenblicke, hinter derselben als der Thorwart, eine Laterne und die Hellebarde in den Händen, erschien, um sich nach seiner Tochter umzusehen.

Er trat vor die Thür, hinter welcher Margaret verschwunden war, stieg eine Treppe empor und rief: „Marga?“

„Was soll's?“ ließ sich die Stimme der Tochter vernehmen.

Wallbrecht trat sofort den Rückzug an und stand bald wieder vor seiner Ehehälfte.

„Sei was to Bedde,“ sagte er.

„Wat schall denn nu Dine Kürigge?“ versetzte die Alte verdrießlich.

„Wäs man nich so krusemirig,“ sprach er und setzte seine Waffe in eine Ecke.

Bald darauf aber erhob sich die Frau und schickte sich an, zu Bett zu gehen, während ihr Mann seinen Lehnstuhl einnahm, um hier die unterbrochene Thätigkeit wieder aufzunehmen. Er durfte sich in dieser Nacht nicht schlafen legen, da leicht einer oder der andere der zechenden Ritter auf den Einfall kommen konnte, die Burg zu verlassen.

Frau Margaret wünschte ihrem Manne „gute Nacht,“ dieser nickte schläfrig und schlug erst die Augen wieder auf, als in der benachbarten Kammer die Stimme der Frau sich vernehmen ließ. Die Alte hielt ihr Abendgebet. Dann vernahm man das Knistern von Stroh und jenes Gähnefeufzen, das alternde Frauen so gerne hören lassen, und welches man, wenn es nicht Gewohnheit wäre, als den Ausdruck des ergreifendsten Welt Schmerzes betrachten müßte.

Plötzlich begann die Alte ein neues Gebet. Sie schien etwas vergessen zu haben, das sie nun nachholen wollte. Es galt ihrem Sohne. Kaspar nannte sie ihn. Er schien auf dem Wege des Verderbens zu sein, denn sie klagte Gott, daß er dem verlorenen Sohne im Evangelio gleiche und das Gegenstück zu seiner Schwester geworden wäre.

Kette mein armes Kind von der Bahn des Lasters und aus den Händen Rinkerodes, das waren ihre letzten Worte, dann schlief sie ein.

Inzwischen wurde es in der geräumigen Zechhalle des Schlosses immer lebhafter. Man hörte deutlich den Klang der Becher und die rauhen Stimmen der Trinker, dann aber ward es, nachdem Friedrich von Isenberg seinen Gästen den letzten Pokal zugetrunken hatte, auch hier stille. Windlichter erhellten die Fenster, um so rasch wie sie aufflackerten, wieder zu verschwinden und bald lag auch das hohe Wohngebäude in dunkler Nacht.

Nur die Frösche in den Schloßgräben schienen keine Ruhe zu bedürfen und quakten, bis der Morgen graute, quakten, wie sie schon zur Zeit der Römer um die Wälle Alisos gequakt hatten, wenn der Frühling ins Land gefehrt war. Die Vögel erwachten beim ersten Morgengrauen und zirpten in den Zweigen.

Auch auf Nienbrügge ward es wieder lebendig. Man vernahm das Gewieher von Rossen und das Rufen der Knechte. Dann donnerte Hufschlag, die Zugbrücke fiel nieder und eine Schar Gewappneter sprengte ins Freie.

Voran ritten die beiden Grafen. Linksum lenkten sie die Rosse, dem fernen Soest entgegen.

Wo aber weilte der Junker von Rinkerode?

Er war noch eine Weile im Schlosse zurückgeblieben. Jetzt sprengte er in den Thorgang.

„He, Wallbrecht,“ rief er, „wo ist Euer Töchterlein?“

„Sie schläft noch, gnädiger Herr,“ antwortete der Thorwart in unterwürfiger Haltung.

„Glaubt Ihr, ich sei blind,“ donnerte der Ritter. „Sah ich das Mädchel nicht vorhin am Brunnen?“

„Ich werde ihr Euren gnädigen Grufß bestellen,“ sprach Wallbrecht.

Rinkerode lachte.

„Sehen und sprechen will ich sie!“ rief er.

„Nichts für ungut, Herr Ritter, allein ein armes Mägdelein ist in früher Morgenstunde noch nicht imstande, einen hohen Herrn zu begrüßen.“

„Vorwärts, Alter, holt mir Euer Kind herbei, denn, beim Ewigen, sie hat mir durch ihr schneidiges Wesen das

Gelübde abgenötigt, ihr mein Übergewicht zu zeigen.“ Mit diesen Worten drängte er sein Streitroß dergestalt gegen den Alten, daß dieser in die Enge kam und rief: „Laßt mir Raum, Herr Ritter, daß ich Euren Wunsch erfüllen kann.“

Ehe aber der Thorwart frei wurde, erschien seine Tochter in der Thür.

„Da ist sie ja!“ lachte Kinkerode. „Hierher, Du Beleidigerin!“

„Was wollt Ihr von mir?“ fragte Margaret furchtlos.

„Abbitte sollst Du thun, wilde Hexe!“ rief der Junker.

„Meinst Du, ich ließ die Ohrfeige ungerächt?“

Mit diesen Worten lenkte er das Roß auf das Mädchen los.

„Ihr seid ein Narr, Herr Junker!“ lachte die Thorwartstochter. „Auch rate ich Euch, fürbaß zu reiten, damit Ihr keine zweite Ohrfeige als Geleite mitzunehmen braucht.“

Diese Worte erbitterten den Junker sichtlich. Er schwang sich klirrend aus dem Sattel und eilte auf das Mädchen los. Dieses aber floh in den Burghof, blieb aber plötzlich stehen, als sie dicht vor sich die Gräfin in Begleitung des Ritters von Mattena erblickte.

Kinkerode bemerkte die beiden nicht und setzte seine Jagd fort, bis er, eben im Begriffe, Margaret zu erfassen, die beiden Zuschauer wahrnahm. Der Junker stand einen Augenblick wie gebannt da. Allein große Verlegenheit war seine Sache nicht. Er grüßte die Schloßherrin und drückte dann seine Verwunderung aus, diese so früh am Morgen zu sehn.

„Ich glaubte den Herrn Ritter an der Seite meines Gemahls,“ sprach die Gräfin ernst und verweisend.

„Ein kleines Geschäft hielt mich auf einen Augenblick hier zurück,“ versetzte der Junker, durch ein Lächeln seine Verlegenheit niederdrückend. „Diese Dirne neckte mich in einer Weise, die ich als Ritter nicht hingehen lassen konnte.“

„Das ist eine Lüge!“ donnerte in diesem Augenblicke der von Mattena, bleich vor Zorn.

Kinkerode schlug an seine Wehre.

„Das kann nur Blut abwezen,“ rief er.

„Ich gebiete euch Frieden,“ sagte die Gräfin streng.

„Erlaubt, gnädige Frau, Ihnen dieses Mädchen als meine Braut vorzustellen,“ sprach der Junker von Mattena, einen Schritt vortretend. „Ich habe sie erwählt zu meiner Gemahlin und Sie werden nun verstehen, weshalb ein heiliger Grimm mich erfaßte, als der Ritter von Rinkerode in so leichtfertiger Weise meiner Ehre zu nahe trat.“

„Ich traue meinen Ohren kaum, Herr von Mattena,“ jagte die Schloßherrin nach einer Weile; „ist dem wirklich so?“

„Ich schwöre es Ihnen zu, gnädige Frau!“ beteuerte der Junker.

„Dann hattet Ihr freilich ein Recht, den Ritter dort zurückzuweisen, der übrigens schon längst das Schloß verlassen haben sollte,“ versetzte die Gräfin.

Rinkerode warf einen Blick des Hohnes auf den von Mattena.

„Meinen besten Glückwunsch,“ sprach er. „Der Herr Junker hat jetzt Muße, der Liebe zu pflegen und seinem Täubchen anzuempfehlen, hübsch auf dem Schlage zu bleiben, damit kein Habicht es wegfangt.“

Mit diesen Worten grüßte er die Gräfin und bald vernahm man die flüchtigen Hufschläge seines Pferdes.

„Sonderbar, sehr sonderbar,“ sprach die Schloßherrin, das Paar betrachtend; „fast sollte man glauben, es sei nicht möglich.“

„Und doch ist es so, gnädige Frau,“ sagte der Junker von Mattena; „dieses Mädchen ist meine vor Gott erwählte Braut und ich gedenke in vier Wochen meine Hochzeit mit ihr zu feiern.“

„Weiß mein Gemahl von der Sache?“ forschte die Gräfin.

„Nein.“

„Die Eltern dieses Mädchen?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Ihre Mutter?“

„Auch das nicht.“

„Dann wäre wohl die Sache noch länger geheim geblieben, wenn nicht der Zufall sie ans Licht gebracht hätte?“

„Ich hätte Ihnen diese Angelegenheit noch heute vortragen, gnädige Frau.“



Die Schloßfrau betrachtete voll Teilnahme die schöne Margaret, die voll ruhiger Matwetät dastand.

„Gebe Gott, daß Du glücklich wirst, Mädchen,“ sprach sie dann, ihre Rechte demselben entgegen streckend.

„Tausend Dank, gnädige Frau,“ sagte Marga und führte die zarte Hand Elisabeths an ihre rothigen Lippen.

„Dort kommt der Bruder Bernhard,“ rief die Gräfin; „ihm können wir den besonderen Fall vortragen und ihn auffordern, die nötigen Schritte zu thun, Euch glücklich zu machen. Guten Morgen, mein lieber Pater! Schon so früh auf den Füßen?“

„Gott segne Ihre Gnaden,“ sprach der Bruder Bernhard geheimnißvoll, „und die heilige Jungfrau sei gepriesen, daß ich die gräßliche Herrin so bald antraf. Ich habe nämlich einen seltenen Fund gemacht, gnädige Frau.“

„Ich auch,“ unterbrach hier die Schloßherrin in launiger Weise den Sprecher.

Der Kaplan schaute die Gräfin halb erstaunt, halb fragend an, dann zog er unter seinem Gewande zwei Knochen hervor und sprach: „Diese gehörten einst einem Römer an und wandelten vor 1200 Jahren auf dem Boden, den heute unsere Füße betreten. Sie sind von gleicher Länge, meine Gnädige, und ich könnte den Beweis liefern, daß sie zusammen gehören.“

„Auch diese beiden Leutchen wollen zusammengehören,“ rief lachend die Gräfin, auf das jugendliche Paar deutend.

Der Kaplan blickte auf.

„Ihro Gnaden belieben, einen Scherz zu machen,“ sprach er dann.

„Durchaus nicht, Ehrwürden,“ bekräftigte die Schloßfrau, „und wenn sie so zu einander passen, wie das mit Euren Beinchen der Fall zu sein scheint, dann mag ichs loben.“

„Da haben die gnädige Frau Recht,“ meinte der Kaplan, dessen Gedanken wieder völlig in ihr altes Geleise zurückgekehrt waren. „Ich habe Ihre Gnaden aber noch einen besonderen Wunsch vorzutragen,“ setzte er hinzu. „Ein alter Mann hat mich auf einen Punkt im Beckumer Gebiet aufmerksam gemacht, der mein Verlangen erweckte, dorthin zu reisen.“

„Gewiß sind es Altertümer, mein lieber Kaplan, die eine so große Anziehungskraft ausüben?“ versetzte die Gräfin lächelnd. „Worauf aber hat man Euch hingewiesen?“

„Auf alte Befestigungen in der Nähe eines Hofes, die, wie ich vermute, in geschichtlicher Verbindung stehen mit denen, die ehemals auf der Stelle dieser stolzen Burg lagen,“ versetzte der Kaplan. „Finde ich dort ähnliche Sachen wie hier, so steht fest, daß wir auf einem Boden wandeln, den einst die Füße der Römer betraten. Um dieses festzustellen, bedarf ich aber eines zwei- bis dreiwöchentlichen Urlaubs, den Ihre Gnaden mir wohl gewähren werden.“

„Geht mit Gott, ehrwürdiger Vater,“ sprach die hohe Frau, „doch vergeßt über Eure Knochenfunde nicht diejenigen, welche Eurer geistlichen Obhut anvertraut sind, auch wird dies Brautpaar Eurer Unterstützung bedürfen und sich nicht allzusehr für die alten Römer interessieren.“

„Mir ist immer klarer geworden, gnädige Frau,“ sprach der Burgkaplan, „daß unser Nienbrügge die alte Drususfeste Aliso ist.“

„Er hört nicht auf meine Worte,“ wandte sich die Gräfin lächelnd an den Junker von Mattena.

„Die Heerstraßen, welche von hier an der Lippe entlang zum Rhein, zum Castrum Vetera führen,“ sprach Bernhard, „bezeugen, daß zwischen hier und dort eine eifrige Verbindung bestand. Zwischen hier und Lünen liegen denkwürdige Baureste, so hinter Herringen die Hohen- und Montenburg und eine Stunde weiter eine Wallfeste, die nach römischem Muster konstruiert ist; die abgerundeten Spitzen des mächtigen Rechtecks, die Lage des Kernwerks oder des Prinzipiums . . .“

„Nun wirds mir zu arg, lieber Kaplan,“ sprach die Gräfin. „Kommt, laßt uns eine Andacht halten und für meinen Gemahl beten, dessen Abzug mein Herz beschwert.“

Mit diesen Worten wandte sich Frau Elisabeth zum Wohnhause, gefolgt von dem Kaplan, der nun dem Junker von Mattena unterwegs seine Gedanken weiter entwickelte.



3. Kapitel.

Der Anger dampft, es kocht die Ruhr,
Im scharfen Ost die Halme pfeifen,
Da trabt es sachte durch die Flur,
Da taucht es auf wie Nebelstreifen,
Da nieder rauscht es in den Fluß
Und stemmend gen der Welle Guß,
Es fliegt der Bug, die Hufe greifen.

Es war ein trüber Novemberabend des Jahres 1225. Die Sonne senkte sich langsam hinter den Bergen, die den mittleren Lauf des Ruhrflusses begleiten. Eine schönere Gegend konnte man sich nicht denken. Querthäler laufen auf das Längsthal des Stromes zu, Querthäler von wunderbarer Romantik. Die Berge, zum Teil mit Laubholz und Tannen besetzt, zeigen eine hohe Manigfaltigkeit der Form, Burgen krönen die Gipfel, stolze Zinnen auf Warttürmen blicken in die Täler.

In einem dieser Querthäler, verborgen im Dunkel des Waldes, hielt eine Reiterchar. Unheimlich war das Treiben dieser Gesellen, unheimlich ihr Geflüster und verhaltenes Wesen.

Der Ritter, welcher alle an Größe überragte, war Friedrich von Isenburg. Er hatte sich an den Stamm einer Eiche gelehnt und neben ihm hielt der Junker von Rinkerode finster und trotzig.

„Herr Graf,“ flüsterte er eben, „macht kurzen Prozeß!“
Der Isenburger schwieg hartnäckig.

„Wie war der Erzbischof in Soest?“ fuhr jener fort.

„Er bezeigte sich freundlich wie immer,“ murmelte der Graf.

„Er nannte Euch gewiß auch seinen „lieben Vetter?“

„Das that er.“

„Um Euch vorläufig zu beruhigen.“

„Mag sein.“

„Er bestellte Euch nach Köln, um die Angelegenheit an seinem Hofe zu ordnen.“

„Ganz recht.“

„Hier aber wird er Euch nicht mehr seinen „lieben Vetter“ nennen, sondern den stolzen Kirchenfürsten heraus-
fahren.“

„Ich werde mich nicht beugen.“

„Ihr müßt, Herr Graf!“

„Ich muß?“ donnerte der Ißenburger auf, also, daß die Pferde erschrafen. „Meint Ihr, daß ich mein gutes Recht dem Engelbert opfere, meine Vogtschaft über das Stift Essen in des Pfaffen Hand lege?“

Kinkerode lachte.

„Wir werden sehen, wir werden sehen,“ sprach er, „Pfaffenlist geht über alle List!“

„Was ratet Ihr mir denn zu thun, Kinkerode?“

Der Junker flüsterte leise etwas wie vor sich hin und der Ißenburger hörte ihm stumm zu.

„Nein, nein,“ sagte er endlich, „keine Mordthat!“

„Erst wollen wir den Erzbischof, der in einer Stunde durch dieses Seitenthal nach Schwelm zieht, fragen, ob er auf die Vogtschaft Essen verzichte oder nicht.“

„Darum sind wir hergekommen,“ sprach der Ißenburger.

„Wenn er aber nein sagt? Was dann?“ fragte der Junker halb höhnisch. „Sollen wir dann wie dumme Bauernjungen um seinen Segen bitten und abziehen?“

Der Graf knirschte mit den Zähnen.

„Ihr habt recht, Junker, es muß alsdann etwas geschehn.“

„Sollen wir den Kirchenfürsten gefangen nehmen und nach der Ißenburg oder nach Mienbrügge führen?“

„Das ganze deutsche Reich würde mich belagern und ihn zu befreien suchen.“

„Seht Ihr, Herr Graf, das ist auch meine Meinung,“ sprach Kinkerode. „Entweder kehren wir nach Ißenburg zurück, ohne den Erzbischof gesehen zu haben oder wir fragen ihn mit den Waffen in der Faust.“

„Und dann?“ fragte der Graf, den Sprecher scharf anblickend.

„Ich will Euch einen Vorschlag machen,“ lenkte der Ritter ein. „Ihr reitet mit wenigen Knappen dem Erzbischof entgegen, während ich mit den andern hier halte. Sagte der Kirchenfürst auf Eure Frage nach der Vogtei:

Lieber Vetter, es sei nicht Zank zwischen dir und mir; sie sei dein! — Gut, dann gebt Ihr, als wenn Ihr Euch freuetet, ein Zeichen mit dem Horn, im andern Falle aber werde ich die Frage hier noch einmal an den Kirchenfürsten stellen und sie nach meiner Weise beantworten. Seid Ihr einverstanden?"

„Ja,“ versetzte der Graf und heischte sein Streitroß, sich klirrend in den Sattel schwingend.

Ein Knecht kam in diesem Augenblicke herangeritten und meldete die Ankunft der erzbischöflichen Schar, der nun der Ifenburger entgegensprengte. Gar bald trat ihm der kleine Trupp in Sicht: voran ritt der Kirchenfürst, eine edle, fast königliche Erscheinung von ernstem aber doch wohlwollenden Zügen. Das war der richtige Mann, die aufstrebenden Dynasten Westfalens, die sich das Primat der Erzbischöfe von Köln, welche die Erbschaft Heinrich des Löwen angetreten hatten, nicht gefallen lassen wollten, niederzuhalten: das sah man auf den ersten Blick.

„Seid Ihr da, Herr Vetter?“ rief der Erzbischof Engelbert, der eben mit wenigen Begleitern die Ruhr passierte, dem nahenden Grafen von Ifenburg zu. „Ihr wollt mir wohl das Geleit durch Euer Gebiet geben, he?“

Der Graf nickte finster.

„Na, nichts für ungut, Herr Vetter, Ihr seht mir noch so düster aus,“ fuhr der Kirchenfürst fort, „liegt Euch noch immer die Bogtei im Sinn? Ist Euer Gebiet nicht groß und stattlich genug? Was wollt Ihr mehr?“

„Mein Recht will ich,“ versetzte jener.

„Die Kirche hat ein größeres, mein lieber Vetter! Doch lassen wir das! Weshalb sollen wir uns verbittern, sind wir doch Verwandte. Ihr habt Söhne. Einer kann nur die Grafschaft erben. Wohl an, wenn ich für die anderen sorgte!“

Der Ifenburger zuckte die Achsel.

„Schlagt ein, Vetter!“ ermunterte der Kirchenfürst.

„Nein,“ sprach der Graf und er sprengte, ohne Abschied zu nehmen, davon, während Engelbert kopfschüttelnd mit seinem kleinen Gefolge bergaufritt.

„Der Graf ist eine leidenschaftliche Natur,“ murmelte er, „jedenfalls hofft er auf die Hülfe des Grafen von Berg,

seines Verwandten; allein, er muß die Bogtei herausgeben, denn der Klagen über seine gewaltsame Führung sind zu viel und die Kirche hat die Pflicht, ihre Kinder zu schützen."

Inzwischen war die kleine Schar weiter emporgekommen, bis da, wo der Weg sich wieder senkte. Da wurde es mit einem Male in dem Dickicht lebendig. In einer Dichtung heißt es über das nun Folgende:

Da horch, ein Pfiff und, hui, ein Griff,
Ein Helmbusch hier, ein Arm im Nacken!
Wie Schwarzwildrudel bricht's heran,
Die Äbte fliehn wie Spreu, und dann,
Mit Keisigen sich Keis'ge packen.
Ha, schnöder Strauß! Zwei gegen Zehn!
Doch hat der Fürst sich losgerungen,
Er peitscht sein Tier, und mit Gestöhn
Hat's übern Hohlweg sich geschwungen;
Die Gerte pfeift — „Weh Kinkerod'!“ —
Vom Koffe gleitet der Prälat
Und ist ins Dickicht dann gedrungen.
„Huffah, huffah, erschlagt den Hund,
Den stolzen Hund!“ und eine Meute
Fährt's in den Wald, es schließt ein Mund,
Dann vor — und rückwärts und zur Seite;
Die Zweige krachen — ha es naht —
Am Buchenstamm steht der Prälat
Wie ein gestellter Eber heute,
Er blickt verzweifelnd auf sein Schwert;
Er löst die kurze breite Klinge,
Dann prüfend untern Mantel fährt
Die Linke nach dem Panzerringe;
Und nun wohl an, er ist bereit,
Ja, männlich focht der Priester heut,
Sein Streich war eine Flammenschwinge.
Das schwirrt und klingelt durch den Wald,
Die Blätter stäuben von den Eichen,
Und über Arm und Schädel bald
Blutrote Rinnen tröpfeln, schleichen;
Entwaffnet der Prälat noch ringt,
Der starke Mann, da zischend dringt
Ein falscher Dolch ihm in die Weichen.*)

*) Annette von Droste-Hülshoff.

Der Erzbischof brach zusammen; seine Begleiter aber lagen zumest tot am Boden und nur wenigen war es gelungen, dem Blutbade zu entgehen. Sie eilten nach Schwelm, um hier unter Zetergeschrei die That, die eben in den Gevelsbergen geschehen war, zu verkünden.

Inzwischen lag der Kirchenfürst am Boden, mit dem Tode ringend, indeß die Isenburger sich rasch von dem Schauplatze ihrer schrecklichen That entfernten. Stille herrschte auf dem grauisigen Waldfleck.

Ein Mütterchen streckte dann neugierig den Kopf durch das Gebüsch. Es sah die Toten im Zwielficht und bebt zurück, wobei ihr das Bündel Holz vom Haupte fiel.

„Heiliger Gott, was ist hier geschehen!“ murmelte sie.

In diesem Augenblicke bewegte sich der Erzbischof.

„Allbarmherziger Gott,“ murmelte er, „habe Erbarmen mit deinem Knechte!“

„Noch lebt der vornehme Herr,“ sagte das Mütterchen und schlich bebend herbei. „Ich muß ihm helfen, sonst hilft mir Gott nicht in der letzten Not.“

Sie kniete nieder und legte des sterbenden Engelbert Haupt in ihren Schoß und ihre Rechte auf die blutige, immer kälter werdende Stirn des armen Mannes, dabei aber betete sie ein Vaterunser nach dem andern, bis endlich der stille, dunkle Wald sich belebte.

Bürger vom nahen Schwelm kamen heran. Waffen blitzten durch die Nacht. „Wo ist der Erzbischof?“ schallte es.

Man fand ihn. Er war tot. Eine Tragbahre aus Zweigen wurde hergestellt und der Leichnam darauf gelegt. Langsam bewegte sich der Zug nach Schwelm. Das Mütterchen folgte ihm in einiger Entfernung betend.

Die neue Kirche, welche Engelbert hatte weihen wollen, sollte ihn aufnehmen, dem trat aber der Pfarrer entgegen.

„Das Gotteshaus darf nicht durch einen Toten entweiht werden,“ rief er und nun mußte die Leiche auf der Tragbahre unter freiem Himmel stehn. Endlich wurde sie nach Köln gebracht. Ein Schreckens- und Schmerzensruf durchzuckte ganz Deutschland. Wo ist der Mörder? Wer verbirgt den Isenburger?

Der Graf wagte es nicht mehr, öffentlich aufzutreten. Selbst in seinen Burgen hielt er sich nicht für sicher. Wie

ein gehektes Wild floh er von Ort zu Ort. Selbst in Belgien, wohin er sich gewandt hatte, war er nicht sicher, wie er erfahren mußte. Ein Standesgenosse, bei dem er sich verborgen hielt, verriet ihn an die Kölnier und nun war es um den armen Mann geschehen. Galgen und Rad warteten sein, nachdem er vorher unsägliche Marter ausstand, unter welchen die bittere Reue über seine That, aber auch die Angst vor dem Tode, der ihn der höheren Vergeltung entgegenführte, verstummen mußte.

Ruhig rauschte der Rhein durch sein breites Bette dahin. In seinen Fluten spiegelten sich die Sterne wieder, denn es war Nacht. Das kirchenreiche Köln lag wie im Schläfe. Nur dann und wann klang eine Glocke durch die Stille, eine Mahnung an die Ewigkeit.

Etwas unterhalb der großen Stadt glitt ein Kahn über den Strom. Geisterhaft war er anzuschauen. Zwei Ruderer trieben ihn vorwärts; hinter ihnen saß eine Frau, tief in einen Mantel gehüllt, also, daß man ihr Antlitz nicht zu sehen vermochte, während ein Steuerer das Boot lenkte.

Endlich lief es an. Es war ein schauerlicher Ort. Auf hohem Uferrande stand ein Galgen, Raubvögel flogen krächzend davon.

„Hier ist die Stätte,“ sprach der Steuermann, „und drüben ist das Rad, worauf man den Grafen geflochten hat.“

Die Frau zuckte zusammen, bezahlte das Überfahrtsgeld und stieg ans Land.

„Sollen wir warten?“ fragte der Steuerer.

„Nein,“ sprach sie, „fahret zurück!“

Die Ruder senkten sich in die Flut und das Schiff glitt davon, indes die Frau den Galgenhügel emporstieg. Anfangs bebten ihre Knie, zuletzt aber schritt sie fest auf das Rad los. Als sie dann aber den Körper erblickte, der auf das Holz gebunden war, als sie Laute des Schmerzes vernahm, wimmernde Töne eines armen zerfleischten Menschenkinds — da bebte sie zurück.

Aber wieder raffte sie sich auf. Rasch trat sie an den Unglücklichen heran.

„Friedrich!“ rief sie.

„Wer ruft?“ fragte der Arme.

„Ich Dein elendes Weib.“

„Bist Du es, Elisabeth?“

„Ich bin's,“ sprach sie und stand alsobald neben ihm sein blutbedecktes Haupt erfassend und küssend.

„Was hab' ich Dir angethan, Elisabeth!“ flüsterte er.

„Lassen wir das, reden wir von Deinem Leiden! Ich habe Dir zu trinken mitgebracht.“ Mit diesen Worten setzte sie ein Fläschchen an die Lippen des Armen. Er trank.

„O,“ sagte er, „das gibt Kraft, mehr noch aber Dein Erscheinen!“

Langsam ging die Zeit. Die Sterne verblichen endlich und als die Sonne aufging, hielt die Gräfin nur noch das Haupt eines Toten umfaßt. Sie drückte ihm die Augen zu und schritt nach Köln, den Magistrat um die Leiche ihres Gemahls anzufragen. Es war vergebens. Man gab sie nicht heraus, hängte sie vielmehr an den Galgen, um das Beispiel eines furchtbaren Gerichtes zu vervollständigen.



4. Kapitel.

In dem Winkel, der sich zwischen der Wesermündung und dem Jahdebusen ausdehnt, lebte zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ein Bauerngeschlecht friesischer Abkunft, das sich durch seinen Freiheits Sinn und seine Tapferkeit auszeichnete. Wie die Ditmarschen im holsteinischen Gebiete, so waren die Stedinger an der unteren Weser zu jeder Zeit bereit, für ihre Unabhängigkeit alles zu opfern. Während überall im deutschen Lande die Leibeigenschaft, die in vielen Fällen noch schlimmer war als die Sklaverei, herrschte: hier im Stedinger Gebiet waltete der freie, selbstherrliche Bauer, der keinen Adelligen unter sich duldete.

Wohl versuchten es die oldenburger Dynasten zu verschiedenen Malen den starren Nacken des stolzen Landmanns zu beugen, aber stets fielen die Streiche, wenn der Stedinger in leichtem Harnisch, mit langem, geraden Schwerte und dem dreieckigen Hohlshilde sich ihnen entgegen warfen, auf der Grafen Rücken.

Schon die Altvorderen dieses Heldengeschlechtes, die den Fluten des Meeres ihre fruchtbaren Marschländereien abgewannen, den Einfällen der Normannen trotzten und in ihren langen strohbedeckten Häusern so stolz saßen wie Ritter auf ihren Burgen, fordern unsere Bewunderung heraus, mehr noch aber ihre Söhne und Nachkommen, die zur Zeit allgemeiner Knechtschaft lieber das Leben als die Freiheit verloren.

Nicht weit von einem herrlichen Urwald, den man den Brokdiek nannte, lag, von fruchtbaren Marschen umgeben, der Hof des Stedingers Untrop. Das langgestreckte Wohnhaus, dessen niedriges Dach mit frischem Stroh gedeckt war, einige Schuppen und Scheunen, von mächtigen Eichen beschattet, bildeten ein Heimwesen, das eine niedrige Mauer, die oben mit Rasen belegt worden, umringte.

Der Hofherr trat eben in die niedrige Stube ein, wo seine Frau eifrig die Spindel drehte. Es war eine markige Gestalt. Das starke, eisengraue Haar umgab eine knochige Stirn. Alles an dem Manne war dauerhaft, ja, reckenartig; das stahlblanke Auge insbesondere aber trug den Ausdruck der Energie. Dieser Mann, so mußte man sich sagen, kann nur den Hammer, niemals einen Amboss darstellen und wie er, so waren die meisten selbstherrlichen Bauern des Stedingerlandes.

Selbst die spinnende Hausfrau mit ihren regelmäßigen Zügen und den flug blickenden Augen hatte etwas, das mehr auf Kraft als auf Weiblichkeit deutete.

„Wea,“ sagte der Bauer, „höre einmal auf zu spinnen, denn ich habe Dir etwas Wichtiges mitzuteilen.“

Die Bäuerin gehorchte und blickte zu ihrem Manne auf, der, den Arm auf den Kachelofen gestützt, vor ihr stand.

„Die Luft um das Stedingerland weht, obgleich es Frühling geworden ist, kalt und eisig. Der Pfaffe in Bremen hat das Kreuz, das Bild des Friedens, gegen uns erhoben

und wie hungrige Raben ziehen Ritter und Fürsten ihm zu, um sich an uns zu bereichern.“

„Was ist denn geschehen, daß der hochwürdige Erzbischof den Stedingern so sehr zürnt?“ forschte die Bäuerin ernst.

Der Hausherr schüttelte halb unwillig sein Haupt.

„Du weißt die Geschichte also nicht?“ sagte er. „Ein Landsmann in der Nähe der Weser hat einen Geistlichen erschlagen und zwar mit vollem Rechte.“

„Heilige Jungfrau, mit vollem Rechte, sprichst Du?“ rief die Frau.

„Nun ja,“ versetzte der Bauer, „legte doch der Pfaffe den Beichtschilling, den das Weib des Lübben geopfert und der ihm für die Vermögensverhältnisse der Geberin zu gering dünkte, dieser als Hostie auf die Zunge, wodurch sie so erschreckt wurde, daß sie heim lief und ihrem Manne es klagte. Der aber verstand den Spaß übel, ergriff die Art und stürmte in die Wohnung des Priesters, diesem gebend, was ihm gebührte.“

„Ich erinnere mich, von der schrecklichen Geschichte gehört zu haben,“ sprach die Bäuerin, „doch kann ich mir kaum denken, daß wir alle für die That leiden sollen. Warum wird der Schuldige nicht bestraft?“

„Wir Stedinger werden diesen eben nicht, wie vom Erzbischofe verlangt wurde, ausliefern,“ sprach der Hausherr, „und das ist die Ursache des Krieges, der nun vor der Thür steht. Dies wollte ich Dir mitteilen, damit Du auf alles gefaßt bist, was auch kommen mag. In drei Tagen ziehe ich mit meinen Knechten ab.“

„So rasch!“ rief die Bäuerin erschrocken.

„Es wird die höchste Zeit, Wea,“ sprach er, „denn die Ritter mit ihren Soldknechten rücken bereits wie Raben, die Nas wittern, heran. Statt des Pfluges muß der Stedinger sein Schwert zur Hand nehmen und für seine Freiheit streiten. Der Allmächtige aber, der mit unsern Vätern war, wird auch mit uns sein. Das Hauswesen ruht nun in Deiner Hand, Wea. Du wirst Deine Pflicht thun, wie ich die meinige im Kampfe thun werde.“

„Klaus ist ja noch da,“ versetzte die Bäuerin, deren Augen sich feuchteten.

„Der Junge muß mit in's Feld,“ sprach der Stedinger.

„Er ist erst neunzehn Jahre alt, Vater,“ mahnte sie.

„Alt genug, die Heimat zu verteidigen,“ sagte der Hofherr, „im Schlachtgewühl vergehen ihm obendrein die Flirren. Unter uns gesagt, Wea, der Junge gefällt mir in der letzten Zeit nicht. Die fremde Magd, die uns der Soldknecht als seine Schwester zuführte, scheint ihm in's Auge zu stechen. Wenn sie die Kühe füttert, siehst Du ihn dabei stehn; wenn sie Heu holt, trägt er ihr das Bündel; wenn sie Wassers benötigt ist, greift er nach dem Eimer und springt zum Sodbrunnen.“

Frau Wea war bei dieser Anklage ihres Klaus blaß geworden.

„Untrop,“ sprach sie dann ernst, „man sucht keinen hinter der Thür, man habe denn selbst dahinter gestanden. Die Margrit ist, soweit ich sie kenne, eine sittsame brave Dirne und Klaus noch ein halbes Kind.“

„Desto schlimmer für unsern Hof, Wea,“ sprach der Stedinger verdrießlich, „der Junge soll wissen, was er zu thun hat und seine Augen nicht nach unten, sondern nach oben richten. Doch jetzt genug hiervon. Er zieht mit in den Krieg und kämpft an meiner Seite. Ich habe ihm bereits Schild und Schwert ausgesucht. Heute noch will ich ihn einüben, wie er sich hinter Brustwehren zu verteidigen und im freien Ringen Stoß und Schlag auszuteilen hat. Laß das Heulen, Wea! Wo es heißt, das Stedingerland zu schützen, sind die Untrops immer voran gewesen. Sieh die üppigen Felder draußen, die Weiden mit dem herrlichen Vieh, sieh die alten Eichen im Brokdief und die mächtigen Linden auf dem Hofe: sollen wir sie alle dem beutegierigen Feinde in die blutriesenden Hände überliefern, sollen wir das Erbe unserer Väter feige verlassen? Nein und abermals nein. Wir werden kämpfen mit diesen Fürstenknechten bis auf das Blut, Auge in Auge mit ihnen ringen bis auf den Tod.“

Eine der Mägde unterbrach durch ihr Eintreten den Stedinger. Sie schien etwas in der Stube zu suchen und wandte sich an die Hausfrau, die stillweinend ihren Spinnrocken in der Hand hielt. Es war die erwähnte Margrit.

„Was willst Du?“ fragte der Bauer barsch.

Das Mädchen wandte sich um und schaute fragend mit ihren großen, schönen Augen zu dem Hofs Herrn auf.

Es lag etwas Magisches in diesem Blicke und der Bauer vermochte nicht, ihn zu ertragen.

„Du hast hier nichts zu thun,“ sprach er, seine Verlegenheit durch Grobheit zu verbergen suchend.

Margrit blickte auf die Hausfrau, als erwarte sie von hier Hilfe; diese aber schlug die Augen nieder, und es blieb ihr nichts übrig, als die Stube zu verlassen. Sie wollte gehn.

„Noch ein Wort, Dirne,“ sagte Untrop, der wie ein Krieger vor der Schlacht alles beichten wollte.

Sie stand.

„Ich habe bemerkt, daß Du ein Auge auf meinen Sohn geworfen hast,“ fuhr er hartherzig fort, „und ich rate Dir, meinen Klaus ungeschoren zu lassen, verstanden?“

Margrit wurde bleich. Ihre schlanke Gestalt erbebte, als habe der Blitz sie getroffen, dann aber richtete sie sich stolz in die Höhe, während eine Thräne über ihre Wange lief.

„Ich werde sofort Euren Hof verlassen,“ sprach sie fest.

„So ist das nicht gemeint,“ lenkte er plötzlich ein.

Ehe er aber weiter reden konnte, war sie bereits verschwunden.

„Was hast Du gethan?“ rief die Bäuerin. „Du mußt sie bis auf den Tod gekränkt haben, Untrop.“

Der Stedinger runzelte die Stirn.

„Bei Gott, eine stolze Dirne!“ murmelte er. „Hat man je so etwas gesehen, daß ein Bauer nur ein Wort der Ermahnung spricht und das Dienstvolk sofort den Hof verläßt? Das muß besser werden, sonst sieht es schlimm im Stedingerlande aus.“

In diesem Augenblicke öffnete sich aufs Neue die niedrige Stubenthür und ein hochgewachsener Bursche trat aufgeregt herein.

„Vater,“ sagte er, „was habt Ihr der Margrit gethan? Sie packt ihren Koffer.“

Nach diesen ziemlich trotzig gesprochenen Worten stemmte er seine Hände in die Hüften und sah seinen Vater in einer Weise an, als erwarte er umgehend Rede und Antwort.

Dies Auftreten seines Sohnes und Erben verbunden mit einem nicht ganz reinen Gewissen machte den Hofs Herrn

etwas verduzt. Als ihm aber, als er sich abwandte, der Bursche rasch in den Weg trat, hierdurch andeutend, daß er den Grund wissen wolle, schoß dem Alten der Zorn in die Krone.

„Bist Du des Teufels, Junge?“ rief er und stampfte mit dem Fuße auf.

„Klaus,“ mahnte die Mutter.

„Wir haben andere Dinge zu beraten,“ sprach der Bauer ablenkend, „der Krieg steht vor der Thür und Du sollst mit ins Feld.“

Dem Burschen flammten die Augen.

„Schild und Schwert harren Dein und heute noch sollst Du Dich gürteln,“ fuhr der Stedinger fort.

„Ich bin bereit, Euch zu folgen,“ sprach Klaus, „aber nur unter einer Bedingung. Sorgt dafür, daß die Margrit bleibt.“

„Sie ist eine verlaufene Dirne,“ rief der Alte, „und nur ungern haben wir sie aufgenommen.“

„Hütet Euch, Vater,“ blitzte der Bursche wild auf, „die Ehre der Margrit noch einmal anzugreifen! Sie ist sittsam und brav.“

„Eine Verführerin ist sie,“ donnerte Untrop auf, „und wenn sie heute nicht den Hof verlassen hat, dann werde ich sie morgen mit den Hunden davon hegen!“

Klaus war blaß geworden und seine Stimme bebte, als er entgegnete: „Ihr werdet Euch in diesem Falle nach einem andern Erben umsehn, Vater. Auf mich habt Ihr in diesem Leben nicht mehr zu rechnen.“

Mit diesen Worten verließ er das Gemach.

„Da haben wir nun die Bescheerung!“ rief der Bauer halb vorwurfsvoll seiner weinenden Frau zu. „Du hast den Burschen verwöhnt, Wea.“

„Warst Du nicht gerade so in Deiner Jugend, Untrop?“ versetzte sie, ihre Thränen trocknend. „Er ist Dein Ebenbild und nun machst Du mir Vorwürfe?“

Der Stedinger senkte sein Haupt. Er fühlte sich getroffen. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm,“ murmelte er und eine gewisse Selbstzufriedenheit spiegelte sich auf seinem breiten Gesichte wieder. Nur eins wollte ihm bei dem Burschen durchaus nicht gefallen. Er schien sich aus dem

Hofe nichts zu machen und das erbitterte ihn, denn darin zeigte sich eine Entartung, ein Abweichen von den Grundgefühlen eines Stedingbauern, der in dem angestammten Erbsitze ein Himmelreich sieht. Wäre die Dirne eine heimische, so dachte er, dann hätte der Junge nicht so minnchtig über das alte Erbe gesprochen. Verflucht sei die Dirne, die mir den Klaus innerlich und äußerlich abspenstig gemacht hat. „Laß es gut sein, Wea,“ sprach er dann laut, „die dumme Geschichte wird sich noch beilegen lassen.“

Die Bäuerin nahm nun ihre Arbeit wieder auf, indes ihr Mann allerlei Anordnungen traf, die zur Sicherung des Hofes dienen sollten, während er im Felde stand. Zuletzt langte er die Waffen von der Wand, schnallte sich den Brustharnisch vor, steckte die Linke hinter den schmalen Schild von Eichenholz und trat so, das wuchtige zweischneidige Schwert in der Rechten, vor seine Frau.

Diese erschraf.

„Heilige Jungfrau, erbarme dich!“ jammerte sie dann.

„Was hast Du, Wea?“ rief er erschrocken.

„Ach mein Gott, so habe ich Dich diese Nacht im Traume gesehen, gerade so,“ fuhr sie fort, „aber zugleich über und über mit Blut bedeckt.“

„Sei keine Närrin, Weib!“ blitzte der Bauer auf. „Wo man schlägt, da fallen Späne, weißt Du. Blut wird fließen, viel ritterliches und bäuerliches, aber der Stedinger ist gewohnt, zu siegen. Noch hat keine adelige Faust unser Volk niederbringen können und das soll auch diesmal nicht geschehen. Dies hier sind die Waffen für den Klaus. Er soll sie sich anpassen.“

Mit diesen Worten schritt er zur Thür und rief den Namen seines Sohnes hinaus.

Eine Magd kam herein. Die Dirne war offenbar verlegen, denn sie machte sich mit dem Saume ihrer Schürze zu schaffen.

„Wo ist mein Sohn, Kathrin?“ fragte der Bauer.

„Es scheint nicht richtig mit ihm zu sein,“ sprach sie nach einigem Zaudern, „erst hatte er einen kleinen Zank mit der Margrit; er wollte ihr den Koffer nicht herausgeben; als sie dann aber heimlich den Hof ohne ihre Sachen verließ, ist er ihr nachgelaufen, um sie zurückzuholen.“

Untrops Augen blitzten voll Unmut auf.

„Die Dirne ist des Teufels und hat mir den Jungen verlockt!“ rief er. „Eile beiden nach, Kathrin, und suche sie zurückzubringen.“

Die Magd aber schüttelte ihren Kopf.

„Nun?“ fragte der Bauer.

„Sie ist in den Brokdief gelaufen,“ sprach sie, „und ich will mich hüten, die Hexe in dem Walde zu suchen.“

„Hexe nennst Du die Margrit?“ rief Untrop.

„Wenn Ihr wüßtet, was ich weiß, würdet Ihr sie keine Stunde im Hause halten.“

„Heraus damit!“ donnerte jetzt der Hofherr auf.

Die Kathrin zitterte.

„Nun ja,“ sagte sie endlich, „wenn es denn heraus muß, so sollt Ihr alles wissen. Es ist nicht richtig mit der Fremden. Vor einigen Nächten wachte ich gerade auf, als sie leise, leise die Kammer verließ. Du willst ihr doch einmal nachgehen, dachte ich. Rasch stand ich auf und schlich hinaus. Da sah ich denn, wie sie nach dem Walde ging. Ich ging ihr nach und bald wußte ich, was sie hinausgetrieben hatte. Ein großer Mann stand neben ihr unter einem Baume und beide sprachen sehr vertraut mit einander.“

„Kanntest Du den Burschen nicht? Sah er nicht aus wie mein Sohn?“ unterbrach Untrop die Erzählerin.

Kathrin schüttelte ihr Haupt.

„Herr,“ sagte sie, es war Schlag Mitternacht, es kann kein anderer als er gewesen sein.“

„Wer?“

„Der Teufel, Herr,“ sprach Kathrin. „Gott, wie bebte mein Herz! Hättet ihn auch sehen sollen den Schwarzen! Er war schier zwei Kopfs größer als Ihr. Was die beiden aber sprachen, davon verstand ich kein Sterbenswörtchen und wie ich wieder in die Kammer gekommen bin, weiß ich bis heute noch nicht. Das aber will ich Euch sagen, die Fremde kann's einem anthun. Dem armen Klaus hat sie den Kopf verdreht, und er muß ihr nachlaufen, wie ein Lämmchen dem Mutterchafe.“



„Geh an Deine Arbeit,“ herrschte der Bauer, dem es etwas unheimlich wurde, hatte er doch selbst bei dem harten Worte, das er gegen Margrit fallen ließ, deren Einfluß empfunden, einen Einfluß, der ihm den Mund verstopfte und jeden Vorwurf in ihm erstickte.



5. Kapitel.

Wie der Stedinger noch ratlos dahielt, entstand plötzlich auf der Tenne ein lauter Lärm. Gewappnete waren eingetreten und fragten, wo der Bauer sei.

„Was wollt ihr?“ sprach der Hofherr, rasch hinaus schreitend.

„Tammo, der Häuptling läßt Euch sagen, daß der Oldenburger bereits ins Land gefallen ist und sich mit seinen Reitern auf dem Himmelskampe gelagert hat,“ sprach einer der Männer. „Wir sind auf dem Wege zum Sammelplatze. Wollt Ihr Euch anschließen?“

Über das blasse Antlitz des Bauern schoß eine hohe Röte, die Röte der Kriegslust. Er hatte mit einem Schlage alles vergessen, was ihn drückte, war doch Stedingen in Gefahr.

„Haben die Untrops je gefehlt, wenn die Häuptlinge riefen?“ sagte er stolz.

„Der Oldenburger hat stets den Falchen gespielt und gedacht, jetzt sei es Zeit, ein Stück unserer fetten Marschen zu gewinnen. Das soll ihm schlecht bekommen. Heda, ihr Knechte, geht in die Rüstkammer und wappnet Euch!“

Etwa vier stämmige Burschen gehorchten sofort und traten nach wenigen Minuten, mit einem Topfhelm bedeckt und mit langen Axten bewaffnet, hervor.

„Habt Ihr auch geschliffen?“ fragte der Bauer.

Die Knechte grinnten und strichen mit ihren Daumen an der Schneide entlang.

„Wo ist denn der Klaus?“ forschte einer der Boten.

Untrop wurde verlegen.

„Wird er zurückbleiben?“ setzte jener hinzu.

„Der Henker mag wissen, wo er steckt,“ versetzte der Alte und trat in die Stube zu seiner Frau, als ob er sich bei dieser erkundigen wollte. Nach einigen Minuten kam er wieder heraus, doch schien seine hohe Gestalt ein wenig erschüttert zu sein.

„So, nun sind wir bereit,“ sagte er endlich und schnallte den Schwertgurt fester. „Auf dem Himmelstampe hat sich der Oldenburger also gelagert? Dann führt uns der Weg durch den Brokdief. Vorwärts, Stedinger, vorwärts!“

Die kleine gewappnete Schar verließ nun den Hof und bald nahm das Dunkel des Urwaldes sie auf. Der Brokdief war noch nie so lebendig gewesen. Von allen Seiten kamen die Stedinger in Trupps heran, um den bedrohten Punkt zu schützen. Wo zwei zusammentrafen, begrüßten sie sich mit wenigen Worten, Worten, in denen Troß und Begeisterung sich kund thaten.

Immer größer wurden die Scharen, lawinenartig anschwellend zogen sie unter den gewaltigen Eichen dahin, dem bekannten Sammelorte zu, bis endlich in einer Richtung gegen fünftausend Bauern versammelt waren. Tammo, Thedmar van Dieke und Boleko von Bardensleth, die Häuptlinge, empfingen und ordneten sie. Die Wahl der Stedinger hatten die drei zu der Würde erhoben, aber nur für den Krieg, im Frieden galten sie nichts mehr und nichts weniger als die andern.

Jetzt ordneten sie die Bauern zu einer Schlachtreihe. Stille herrschte in den Gliedern der markigen Recken mit den sonnengebräunten Gesichtern. Alle wußten, daß der Kampf vor der Thür stand, denn drüben hatte der Brokdief ein Ende und das angrenzende Feld hieß der Himmelstampe; auf diesen aber hatte sich der Oldenburger mit seinen Reitern gelagert, nicht ahnend, daß unter dem Schutze der Waldriesen sich eine Gewitterwolke gegen ihn sammelte.

Zulezt trat Boleko von Bardensleth vor die Front und winkte mit der Hand.

„Stedinger,“ sprach er, „ihr wißt, was ihr zu thun habt. Ein fremder Ritter hat uns die Kunde von dem Anrücken der Oldenburger gebracht. Diesem Manne verdanken wir also, daß wir so rasch zur Abwehr zur Stelle sind. Wo ist der Ritter?“

Diese letzten Worte waren gegen einen der Flügel gerichtet, um welchen alsobald ein Geharnischter, begleitet von einem Knappen, hervortrat und auf den HAUPTLING losschritt, verfolgt von den forschenden Blicken der Bauern.

„Angesichts meiner Brüder frage ich Euch, Herr Junker,“ hub Boleko an, „was Ihr für Eure Botschaft verlangt.“

„Ich bin kein Spion,“ versetzte dieser kurz.

„Was trieb Euch denn an, uns zu benachrichtigen?“

„Mein Haß gegen die Pfaffen.“

„Seltsam,“ murmelte es durch die Reihen der Bauern, die so nahe standen, daß sie die Worte verstanden hatten.

Boleko von Bardenfleth aber sprach leise zu seinen Mit-HAUPTLINGEN, die achselzuckend neben ihm hielten.

„Ich bin beauftragt, um Euren Namen zu bitten, Herr Ritter!“ fragte er dann.

„Was schiert Euch mein Name,“ versetzte der Geharnischte, „ich meldete Euch, was ich gesehen und damit basta. Geht hin und sucht den Oldenburger auf, der seine Rosse im feimenden Grase weiden läßt, während er und seine Mannen sich gütlich thun an gebratenen Ochsen und Bier.“

„Ihr wollt uns also Euren Namen nicht nennen, nun, so gebt den Lohn an, den Ihr verlangt.“

„Laßt mich mit in euren Reihen kämpfen,“ sprach der Ritter.

„Was denkt Ihr darüber?“ wandte sich der HAUPTLING an seine Leute.

„Lohn, er fordere Lohn,“ schallte es aus den Scharen.

„Ich dachte es mir,“ sprach Boleko achselzuckend. „Ein altes Gesetz verbietet uns die Aufnahme von Söldnern. Die freien Männer von Stedingerland wollen keinen Fremden, auch nicht einmal im Kampfe, neben sich dulden.“

„Stolzes Bauernpack!“ knirschte es unhörbar zwischen den Zähnen des Ritters. „Dann werde ich wohl dem Ringen nur als Zuschauer beiwohnen dürfen,“ sagte er dann lauter und schritt mit seinem Knappen dahin, woher er

gekommen war, während die Stedinger sich in Bewegung setzten.

Zu einem riesigen Keil geordnet, ohne Sang und Klang, wanden sich die Bauern durch die letzten Reihen der Urwaldbäume, bis sie das freie Feld gewannen, wo sich ihnen eine Anzahl Späher angeschlossen. Nunmehr kam mehr Festigkeit in die Masse. Der Blick wurde frei und drüben das Lager der Oldenburger sichtbar, in welchem man bald auf und ab rannte.

„Die Kasse daher!“ riefen die Ritter.

Knappen liefen nach allen Richtungen. Einzelne Scharen ordneten sich. Ein Ritter mit wehendem Helmbusche sprengte bald hier, bald dorthin, mit blankem Schwerte zur Eile antreibend; es war der Graf von Oldenburg, ein gewaltiger Kämpfer, dem aber diesmal die Verachtung des Bauerngeschlechtes teuer zu stehen kommen sollte. In den Annalen der Geschichte steht manche That des Heldenmutes verzeichnet, die, oft noch von der Dichtung verherrlicht, hinüberleuchtet in die fernsten kommenden Tage. Wir kennen die einzelnen Züge der Schlacht bei Marathon und Salamis, wir haben in unserer Pitteratur einen Tell und eine Jungfrau von Orleans aufzuweisen, wo aber finden wir die Heldenkämpfe des kleinen Bauernstammes der Stedinger, die Schlachten auf dem Himmelskampe und bei Bardensfleth, würdig verherrlicht? Waren sie es etwa nicht wert, im Liede besungen zu sein? Wahrlich, wir kennen kaum eine Spalte in der Geschichte der Völker, die nicht überstrahlt wird von der Heldenthat der Bauern an der unteren Weser! Unverzagter und entschlossener hat wohl kein Völkchen seine Freiheit verteidigt, ist kein Heerhaufen in den Tod geschritten, als der jener Helden im Stedingerland. Halb Deutschland saß zu Noß, dem Rufe nach Beute folgend, um das Schwert dem freien Bauer der Marschen in die Brust zu stoßen, die letzten Reste altsächsischer Gauverfassung zu vernichten. Was die Stedinger verteidigten, verteidigte vierhundert Jahre früher der Häuptling Wittekind gegen einen verhältnißmäßig großmütigeren Sieger. Der Kirchenfürst Gefard von Bremen, die Bischöfe von Minden, Lübeck, Osnabrück und Ratzeburg, die Grafen von Lippe, Ravensberg, Oldenburg, Kleve und Brabant: sie alle kannten keine Gnade mit dem „Gesindel“

im Norden; hunderttausende zu Roß und zu Fuß brachen auf zur Ausrottung eines ganzen Stammes.

Kehren wir nun zum Himmelskampe zurück. Es lag etwas Erhebendes in dem Anmarsche der freien Bauern. Wie grimmig blickten die breiten gebräunten Gesichter darein, wie funkelten die Augen im tödtlichsten Haß! So schauten nur Männer, die ihr Teuerstes auf Erden verteidigen. Je näher der Keil dem Lager der Ritter kam, desto mehr ordneten sich die Reihen der Oldenburger. Der Spitze des Bauernheeres zu begegnen, bildete der Graf ein fest geschlossenes Viereck, das Weitere der Entwicklung des Kampfes überlassend.

Im festen ruhigen Tempo kamen die Bauern näher und näher. Ihr Schritt verhallte auf dem weichen Rasen. Man hörte das Schnauben der Rosse, dann erscholl von der Seite der Oldenburger das Signal zum Angriff. Ha, wie brauseten sie heran, wie klirrten die Waffen, wie wehten die Fähnlein und wogten die Helmbüschel! Fünf Minuten dauerte der Anprall, dann lösten sich die Gegner von einander ab. Das Reitergeschwader stob zurück und die Stedinger? Zwar war ihrem Keil die Spitze abgebrochen, aber er bewegte sich ohne dieselbe in dem alten, festen Tritte weiter.

Die Oldenburger, einsehend, daß von vorn nichts auszurichten sei, machten jetzt eine Schwenkung. Sie wollten einen Flankenangriff versuchen. Rasch schoben sie sich zwischen die Bauern und den Brokdief. Es war ihr Verderben.

Mit einer Schnelligkeit, die man dem schwerfälligen Haufen der Bauern nicht zugetraut hätte, machte er kehrt und rückte wieder vor, ehe die Ritter sich zu einem neuen Stoße geordnet hatten. Ein neuer Zusammenprall fand statt. Es sollte der letzte sein, denn diesmal wurden die Oldenburger dergestalt geworfen, daß sie sich auflösten und in einzelnen Haufen kämpften.

Siegesgewiß rollte sich jetzt der Keil der Bauern auf. In langer Reihe schoben sie ihre Feinde gegen den Wald. Die Ritter fochten mit verzweifelter Tapferkeit, die Stedinger mit gesteigertem Ingrimme. Keine Gnade wurde gegeben. Da fiel der Graf von Oldenburg. Vergebens rangen seine Getreuen um die Leiche. Sie wurden Mann bei Mann

erschlagen, und als die Sonne unterging, war der Sieg in den Händen der verachteten Bauern und alle Oldenburger deckten mit ihren Leibern den blutigen Himmelskamp.

Die Stedinger sahen sich jetzt nach ihren Verwundeten um. Dort unter der Eiche mit den knorrigen Ästen lag ein sterbender Bauer. Boleko von Bardenfleth stand an seiner Seite, blutbespritzt und bestaubt.

„Wie gehts, Better Untrop?“ fragte er.

„Zu Ende, Häuptling.“

„Wollens nicht fürchten,“ meinte der Führer. „Euer Hof ist nicht fern, werde Euch hintragen lassen.“

Untrop schüttelte sein Haupt.

„Habe nicht gern noch etwas zu thun mit heulenden Weibsleuten,“ sprach er, „laßt mich hier sterben, Häuptling, hier, wo wir gesiegt.“

Boleko nickte.

Inzwischen hatten sich mehrere um den Verwundeten geschart. Auf ihre Schilde oder Schwerter gestützt, standen sie da, die schlichten Kämpen, Blut auf den Kleidern, Blut an den Händen und in den Gesichtern, doch strahlenden Auges ob des gewonnenen Sieges.

Der sterbende Untrop sah seine Nachbarn und Freunde an. Es mochte so etwas seine Seele erfüllen, was uns klagend und erhebend zugleich das alte Kriegsglied offenbart:

Kein schön'rer Tod ist auf der Welt,
Als wer vor'm Feind erschlagen.

„Stedingerland für immer!“ klang es von seinen bleichen Lippen.

Die Gefährten, die alten in Kampf und Sieg, schlugen mit ihren Schwertern an die hohlen Schilde, daß diese dröhnten.

„Was ist aus dem Lübben geworden?“ fragte jetzt der Häuptling. „Er, der im Ingrim über den Schimpf, der seinem Weibe angethan worden, den Priester erschlug, hat sich heute wie ein Held gehalten. Sahet ihr nicht, wie er dem Koffe des Oldenburger beide Vorderbeine zugleich abhieb, dann aber von einem Speere durchbohrt wurde? Wie geht's ihm?“

„Er ist tot,“ rief man.

„Gott sei seiner Seele gnädig,“ murmelte Boleko von Bardenfleth.

Inzwischen eilte auch Untrop rasch seinem Ende entgegen. Der letzte Kampf war schwer aber kurz. Die breite Brust wogte einen Augenblick auf und nieder, dann sank sie herab, um sich nie wieder zu erheben.

Man flocht jetzt Tragbahren, legte Tote und Verwundete darauf, überließ die Leiber der Oldenburger den Raubtieren und zog, in kleinere Trupps sich auflösend, durch den Brokdief heimwärts.

Still wurde es jetzt auf dem Himmelskampe. Schweigend standen die Rieseneichen am Saume des Brokdiefs, ihre knorrigen Äste zu dem sternengeschützten Himmel empor streckend; Nebel entstieg den Wassertümpeln des weiten Weidegrundes und woben sich zu phantastischen Gestalten; dunkle Schatten huschten zwischen den Erschlagenen dahin, plötzlich aber in den nahen Wald flüchtend, weil menschliche Stimmen laut wurden.

„Heda, Kaspar, hier muß er liegen!“ rief ein Mann einem zweiten zu, der mehr seitwärts von diesem sich mit den dort hingestreckten Erschlagenen zu schaffen machte.

Der Gerufene kam langsam heran.

„Wo ist die Fackel?“ forschte der erste.

„Hier, Herr Junker.“

„Zünde sie an.“

Nach einigen vergeblichen Bemühungen schlug die Flamme empor und beleuchtete zwei Gesichter, die dem Leser bekannt sind. Es war das des Junkers und seines Knappen, welcher aus Rachsucht die Bauern gewarnt hatte. Kinkerode hieß er und gehörte zu den abenteuernden Rittern, die damals von Land zu Land zogen und, wo Streit ausbrach, auftauchten, um Beute und Sold zu gewinnen.

„Leuchte diesem einmal in's Gesicht, Kaspar,“ sprach der Junker, auf einen Erschlagenen deutend.

Kaspar gehorchte und ein schönes, ritterliches Antlitz, das aber wachsfarbig und starr war, wurde erhellt.

„Es ist Graf Otto,“ sprach Kinkerode, „der stolze Oldenburger. Wie schüdde er mich abwies, als ich ihm meine Dienste anbot; wie drohend er rief: Ich nehme keine Mörder in Sold! Nun liegt er erschlagen da, erschlagen

wie ein Hund von der rohen Hand dieses Bauernpacks! He, Kaspar, was machst Du denn?"

"Ich will ihm die goldene Helmzier ablösen, Herr, denn die ist mindestens hundert Dukaten wert," versetzte der Knappe.

"Wenn ich Dir nicht den harten Schädel spalten soll, so laß ab von Deinem Beginnen!" blitzte der Junker auf. "Wir sind keine Strauchdiebe."

"Seid kein Narr, Herr! Es ist echtes Gold daran!" entgegnete jener.

"Laß ab, sage ich!" donnerte der Ritter.

Der lange Kaspar erhob sich.

"Wir wollen gehn," sprach Kinkerode, "die Weser ist nicht mehr fern; vielleicht treffen wir ein Schiff, das nach England fährt, wo unsereins leichter Arbeit findet."

"Über See geh ich nicht mit," versetzte der lange Kaspar verdrossen, "als Ihr mir am Süntel die blitzenden Goldsüchse in die Hand drücktet und sprachet, ich möchte Curer in Bremen harren, da Ihr erst den Tecklenburger zu besuchen gedächtet, nahm ich mir gleich vor, Euch über das Wasser allein ziehen zu lassen."

"Dein Verstand ist gerade so kurz, wie Deine Knochen lang sind," sprach der Junker. "In Deutschland ist unseres Bleibens nicht mehr länger. Merkst Du das nicht? Der Tecklenburger hat mich von sich gewiesen, der Oldenburger abgestoßen und selbst das Bauernpack wollte mit einem namenlosen Ritter nichts zu thun haben."

"Macht, was Ihr wollt," versetzte der Knappe, "ich will, daß meine Knochen in deutscher Erde begraben werden."

"Oder besser am Galgen baumeln, wenn nicht auf dem Rade liegen, Bursche!" rief Kinkerode. "Sei kein Thor, Kaspar. In England solls munter hergehen und zwei Necken wie wir sind dort allezeit willkommen."

"Ich bleibe hier," sagte der Kaspar trozig.

"Dann gib die Goldsüchse heraus, die ich Dir gab," sprach der Junker, "sie reichen gerade hin, meine Überfahrt zu bezahlen."

"Dazu fühle ich mich nicht verbunden, Herr Ritter," sagte der lange Kaspar, indem er sich vorsichtig ein wenig zurückzog, um nicht von dem Junker plötzlich vergewaltigt

zu werden, „habt Ihr mir nicht hohen Lohn versprochen, he? Glaubt Ihr, ein solcher sei mit fünfzig Füchsen bezahlt? Ich bin Eures Dienstes nunmehr satt. Erst schickt Ihr mich nach Bremen, dann lockt Ihr mich durch die Moore nach Oldenburg und nun soll ich gar über das Meer mit Euch ziehn. Ich danke. Gehabt Euch wohl, Junker, unsere Wege sind geschieden!“

„Glender Landstreicher!“ blitzte der Rinkerode auf und zog sein Schwert, allein der lange Kaspar war bereits davon gehuscht und im Dunkel des Brokdief verschwunden.



6. Kapitel.

Der Junker warf nach einer Weile die Fackel, welche er in seiner Linken hielt, ergrimmt zur Erde und murmelte: „Hüte Dich Bursche, daß Du mir je vor die Klinge kommst.“

Dann schritt er dem Walde zu, wo er sein Roß angebunden hatte.

„Der Schlingel hat bei Gott mein Pferd bestiegen und seinen Buschklepper mir zurückgelassen!“ rief er, indem er dem Tiere, das ihm freudig entgegen wieherte, einen Tritt gab.

Was sollte er thun?

Er schwang sich in den Sattel und ließ, den Zaum über den Hals legend, dem Pferde völlige Freiheit, wohin es ihn tragen wollte, wohl wissend, daß ein Tier besser die Wege in der Dunkelheit findet, als der Mensch.

Rinkerode versank bald in tiefes Grübeln, während sein Roß langsam dahinschritt. Selbst einem verhärteten Bösewichte kommen zuweilen sogenannte Grillen, wie er sie nennen würde. Sein Leben zog an ihm vorüber. Wie oft hatte er dasselbe im wilden Kampfe eingesetzt und nun

wollte keiner mehr an seiner Seite streiten, selbst der lange Kaspar, der so tief stehende Genosse, war ihm entwichen.

Jeden anderen hätten diese Gedanken erschüttert und wenigstens in etwa zur Einkerode gebracht, den Kinkerode nicht. Er haßte nur um so mehr, je einsamer er sich fühlte.

„Schindmähre!“ knirschte er zwischen den Zähnen hervor, als sein Kopf plötzlich zur Seite sprang.

„Wer ist da?“ fragte er dann, da er, sich umblickend, eine menschliche Gestalt zu schauen glaubte, die sich an einen Baum drängte.

Kinkerode glaubte wohl an Gespenster, aber er fürchtete sie nicht.

„Gebt Antwort, Menschenkind, oder Ihr sollt Stahl fressen!“ rief er.

In demselben Augenblicke kam ihm der Gedanke, es könnte wohl der lange Kaspar sein und er sprang von seiner Mähre herunter, fest entschlossen, ihm den verdienten Lohn zu geben.

Die Gestalt schmiegte sich noch mehr an den Stamm.

„Wer seid Ihr?“ rief er.

„Habt Erbarmen mit einem armen Mädchen!“ bat eine Stimme.

Der Junker stieß einen Fluch der Überraschung aus.

„Bei Gott, eine Bauerndirne,“ murmelte er, „eine Braut vielleicht, der es mit unwiderstehlicher Gewalt nach der Leiche des Bräutigams auf dem Himmelskampe zieht.“

„Heda,“ sprach er dann, „laß die Toten ruhen! Komm, mein Kopf ist stark genug, Dich und mich zu tragen.“

„Um Gottes Willen, wer seid Ihr, Mann?“ bebte es von den Lippen der Gestalt.

„Glaubst Du vielleicht, ich sei ein Geist,“ versetzte der Junker und trat näher an die Zitternde heran. „Bah, fürchte Dich nicht. Noch habe ich warmes Fleisch und Blut, noch Fäuste, mich zu wehren!“

„Seid Ihr ein Ritter?“ rief die Fremde.

„Das bin ich, beim heiligen Martin.“

„Woher kommt Ihr?“

„Am fernen Rippeufer liegt die zerstörte Burg meiner Väter.“

„Meine Ahnung!“ jammerte das Mädchen und entfloh.

Der Ritter eilte ihr nach und hatte sie bald eingeholt. „Das nenne ich fürwahr unhöflich,“ sprach er, sie ergreifend, „erst mich auszufragen und dann davon-zulaufen.“

„Junker von Kinkerode, ich beschwöre Euch bei der Jungfrau Maria, laßt mich gehen!“ flehete die Gefangene. Als habe der Blitz ihn getroffen, so taumelte der Ritter bei dieser Anrede zurück.

„Was war denn das?“ rief er. „Sie kennt mich. Hier im finstern Walde, wo man nicht die Hand vor Augen sieht, ruft eine fremde Dirne meinen Namen, einen Namen, der hier völlig unbekannt ist? Das geht nicht mit rechten Dingen zu . . . Sie ist fort? Ha, fast müßte ich fürchten, ein Gespenst erfaßt zu haben, wenn nicht meine Finger mich des Gegenteils belehrten. Beim heiligen Martin, das war einmal wieder ein richtiges Abenteuer!“

Nach diesen Worten schritt er zu seinem Kofse zurück, das noch ruhig am Platze hielt. Er schwang sich in den Sattel und ritt weiter, während er sein Hirn zermartete, Nicht in das Ereignis zu bringen, das ihm so eben begegnet war.

Endlich dämmerte der Morgen. Längst lag der Brokdief hinter ihm. Vorsichtig wich der Ritter den Bauernhäusern aus, bis er endlich nach zwei Tagen an die Grenze des Stedingerlandes, an die Dchtum, welche sich in die Weser ergießt, gelangte.

Plötzlich leuchtete sein Auge auf. Sein Rittersinn erwachte, denn vor ihm breitete sich in einem weiten Wiesenthale ein großes Kriegslager aus. Es waren die Kreuzfahrer, welche gegen die Stedinger auszogen. Ein Zelt drängte sich an das andere und an der Dchtum hin weideten Tausende von Rossen.

„Vielleicht gelingt es Dir doch, dort anzukommen,“ dachte der Junker und lenkte seine Mähre dem Lager zu.

Ein Reitertrupp kam ihm entgegen. Boran ritt ein edler Kämpe. Drei Sparren bildeten sein Wappen. Es war der Graf von Ravensberg, der mit einer Schar seiner Mannen herübergekommen war, mitzuwirken bei der Vernichtung der freiheitsstolzen Bauern an der Weser.

Der Junker von Kinkerode grüßte.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Graf, sein mutiges Streitroß anhaltend.

„Ein Oldenburger, gnädiger Herr,“ versetzte der Kinkerode.

„Nun dann bringt Ihr gewiß Nachricht von meinem Vetter,“ sprach der Ravensberger. „Sitzt er schon im Sattel?“

„Ich habe leider Schlimmes zu berichten,“ sagte der Junker. „Der Graf ist mit den Seinigen auf dem Himmelskranz den Streichen der Bauern erlegen.“

Ein Ruf des Erstaunens und Schreckens entfuhr den Begleitern des Grafen.

„Und Ihr?“ forschte der Ravensberger.

„Bin allein dem Mordschwerte entronnen, um den Kreuzfahrern anzuzeigen, was geschehen ist,“ antwortete der Junker.

„Glaubt dem Elenden nicht!“ rief plötzlich eine Stimme aus der Schar, die dem Fähnlein des Grafen folgte. „Er ist ein Schurke!“

Kinkerode fuhr nach seinem Schwerte.

„Wer wagt das zu sagen!“ donnerte er, bleich vor Zorn.

„Ich, der Junker von Mattena!“ rief ein schwarz gewappneter Ritter, der plötzlich an die Seite des Ravensbergers sprenkte. „Ihr seid, wenn nicht mein Auge mich trügt und mein Ohr, der elende Schelm von Kinkerode. Wo ist Marga, mein Gemahl?“

Kinkerode atmete erleichtert auf, als er sich einer Thatsache beschuldigt fand, die nach seiner Meinung nicht so schwerwiegend war.

„Soll ich Eures Weibes Hüter sein?“ fragte er spöttisch.

„Ich fordere sie aus Euren Händen zurück!“ rief der von Mattena.

Inzwischen hatte die Begleitung des Grafen einen Kreis um die streitenden Parteien gebildet, die endlich, nachdem noch mehrere Worte gefallen waren, erhitzt zur Erde sprangen und mit gezückten Schwertern auf einander los gingen. Der Graf von Ravensberg, welcher erst den Kampf zu verhindern sich bemühte, sah bald ein, daß dies vergeblich war und er ließ daher den Dingen ihren Lauf.

Mit wilder Erbitterung drangen die beiden Junker auf einander ein. Die Funken stoben von den Helmen und Harnischen. Plötzlich aber wankte der Rinkerode. Ein Schlag war durch die Halsfugen seines Harnisches gedrungen.

„Halt!“ rief der Graf von Ravensberg, „er ist verwundet!“

In demselben Augenblicke brach auch der trozige Junker zusammen.

Man beugte sich zu ihm herab, löstete den Panzer, unter welchem ein Blutstrahl hervordrang.

„Er hat genug,“ sagte man.

„Wo ist mein Weib?“ rief der von Mattena.

„Gott mag es wissen, ich habe sie nie gesehen,“ hauchte der Sterbende.

„Nicht gesehen?“ lallte der Sieger. „Jetzt, da Ihr sterben müßt, wollt Ihr noch nicht bekennen?“

„Ich schwöre es,“ seufzte Rinkerode, dann stöhnte er tief auf.

„Dort kommt der Feldkaplan, der Bruder Bernhard,“ sagte der Graf von Ravensberg und winkte einen Geistlichen heran. „Ehrwürdiger Vater,“ sprach er, „nehmt Euch des Sterbenden an.“

Der Vater schritt auf den Gefallenen los und beugte sich zu ihm herab; kaum aber hatte er in das bleiche Antlitz geschaut, als er entsetzt zurückwich.

„Das ist der Rinkerode!“ sprach er. „Der Mörder des heiligen Engelbert fand seine Strafe.“

„Kennt Ihr den Mann?“ fragte der Graf.

„Er ist der Verführer meines ehemaligen Herrn, des Grafen von Isenburg, dessen Seele Gott gnädig sei,“ versetzte der Bruder Bernhard und schlug ein Kreuz. Der Teufel hat dieses Mannes Seele geholt, die Kirche darf mit der Leiche nichts zu thun haben. Eine Frage, meine Herren, wo liegt der Brokdiek?“

„Drüben,“ sagte man und zeigte nach Westen.

„Was sucht Ihr dort, ehrwürdiger Vater?“ fragte der Graf.

„Ein altes Wallwerk aus der Normannenzeit,“ versetzte Bernhard.

„Hütet Euch vor den Bauern!“ warnte der Ravensberger.

„Einen Diener des Herrn werden sie nicht belästigen,“ meinte der Kaplan und schritt davon.

Ein Leichenzug bewegte sich kurz darauf dem Lager zu. Man wußte jetzt, daß der Gefallene einer der Mörder des Erzbischofs Engelbert von Köln war und kein ehrliches Begräbniß erhalten durfte und warf ihn in die Dichtung, dann rüstete man sich zum Kampfe, denn man vernahm, daß die übermütigen Stedinger heranzogen, um ihr Werk mit einem zweiten Siege zu krönen.

In der That rückte nach einigen Tagen der gesamte Heerbann des bedrohten Bauernvolkes, gegen zehntausend Mann stark, gegen Altenesch, wo sich die Kreuzfahrer gesammelt hatten, vor, fest entschlossen, der Sache mit einem Schlage ein Ende zu machen. Kein Mann oder Jüngling, der die Waffen tragen konnte, war zurückgeblieben.

Der Frühling hatte eben seinen Einzug vollendet. Das gesegnete Land prangte im herrlichsten Grün. So weit das Auge reichte, glich es einem Paradiese. Die Lerchen schwirrten hoch in den klaren, lauen Lüften; Nachtigallen sangen in den Zweigen und Störche schritten gravitatisch in den Rohrdickichten an den Flüssen und Gräben dahin: es war, als ob die Natur sich ihren Bewohnern noch einmal in ihrer vollen Schönheit zeigen wollte, sie anzuspornen zum grimmen Kampf auf Leben und Tod, diese ihre wonnevolle Heimat, die sie den feindlichen Elementen mit Spaten und Pflug abgetrozt hatten, zu schützen und zu verteidigen gegen einen Feind, dem es darum zu thun war, hinter dem reinen Schilde der Religion seine Habgier, Beute- und Mordlust zu befriedigen.



7. Kapitel.

Nachdem man den gefallenen Abenteurer dem Wasser übergeben hatte, wandte man sich dem Lager wieder zu; der Graf von Ravensberg aber trat jetzt an den Sieger heran.

„Edler Junker,“ sprach er, „Ihr habt meine Teilnahme und Neugier erregt. Was ist es mit dem Ritter von Rinkerode und Euch? Wollt Ihr mich nicht in etwa einweihen?“

„Das soll geschehen, Herr Graf,“ versetzte der Junker. „Eine bittere Familienfeindschaft herrscht zwischen dem Geschlechte der Rinkerode und dem meinigen. Der Vater des vorhin Gefallenen gab dem meinigen den Tod.“

„Dann liegt wohl ein Akt der Blutrache vor?“ warf der Graf von Ravensberg ein.

„Das nicht, Herr,“ sprach der Junker. „Doch höret. Ich heiratete die Tochter eines Thorwarts, ein edles, sanftes Mädchen, das mir den Aufenthalt auf meiner einsamen Burg verschönte. Vater und Mutter waren ihr gestorben und da auch ich meine Eltern verloren hatte, hingen wir desto inniger an einander.“

Eines Tages ließ mich mein Verwalter, der auf dem Sterbebette lag, zu sich bitten. Der Greis, den ich immer geachtet hatte, schaute mich mitleidig an.

Herr, flüsterte er, ihr thut mir leid.

Weshalb, Gottwald.

Kücket näher an mein Lager.

Ich gehorchte und jener fuhr fort.

Euer Weib ist euch untreu, Herr.

Ich fuhr empor.

Das spricht der Neid aus euch, Gottwald! rief ich. Ihr waret stets heimlich gegen die Heirat und gönntet der Tochter eines Thorwarts nicht, daß sie Herrin der Burg wurde.

Der Greis schüttelte sein Haupt.

Herr, sprach er darauf, ich schicke mich an, zu sterben. Was ihr mir da gesagt habt, trifft mich nicht. Liebe zu euch ließ mich euch zu mir bitten. Wohl habe ich die Heirat nicht gern gesehen, ich gestehe es; wohl betrachtete ich dieselbe mit mißtrauischen Blicken, allein, was ich euch jetzt sage, ist die volle Wahrheit. Ihr wißt, daß der Bruder eurer Gemahlin, der lange Kaspar, ein ausgemachter Bösewicht ist.

Was hat das aber mit der vermeinten Untreue meines Weibes zu thun! rief ich ungeduldig. Auch sie ist ja erzürnt auf ihren Bruder und hat ihn fallen gelassen.

Der Greis schüttelte sein Haupt.

In den vielen Nächten der letzten Zeit, da mich der Schlaf floh, sagte er dann, saß ich oft an diesem Fenster und schaute in den Schloßhof, auf welchem der Mondschein spielte. Es fiel mir auf, daß dann wohl eine Gestalt drüben vorsichtig aus dem Schloßthor trat, sich ängstlich umsah und nach der Gartenpforte schlich, hinter der sie verschwand. Als ich mich einst kräftiger fühlte, schlich ich ihr nach. Ein Fliederstrauch verbarg mich und ich sah dann, daß die weibliche Gestalt sich mit einem Gewappneten unterhielt, sah, wie sie zärtlich Abschied nahmen und erschrak, als ich, in meinem Verstecke verharrend, in der zum Schlosse zurückhuschenden Gestalt die Burgfrau erkannte."

"Hagel und Flammen, das war ein schweres Bekenntnis!" rief der Graf von Ravensberg aus.

"Es schlug mich nieder," fuhr der Junker fort. „Bube Du lügst, rief ich dem Manne zu. Ich sterbe, sprach dieser und deutete nach oben. Was für Zeichen entdecktest Du an dem Gewappneten? hauchte ich ihm zu.

Die des Rinkerode.

Es war des Kranken letztes Wort. Er wandte sich zur Seite, um zu sterben. Ich aber stürmte, den Tod im Herzen, hinaus. Draußen begegnete mir meine Margaret. Sie war blaß und als sie mich erblickte, zitterte sie.

Weib, rief ich ihr zu, was hast Du gethan? An den Rinkerode willst Du mich verraten? Sie brach zusammen. Ihre Begleiterinnen trugen sie in ihr Gemach, ich aber stürmte zum Marstall, bestieg meinen wildesten Renner und jagte durch die Heide. Je länger ich ritt, desto deutlicher trat vor meine Blicke die Gestalt meines unglücklichen Weibes. Ich sah sie erblaffen, sah ihr flehendes Auge und endlich, endlich wandte ich mein schäumendes Roß, um zu meiner Burg zurückzusprennen. Die Heideträuter flogen unter dem Hufschlage meines Tieres hoch empor und als ich donnernd auf den Schloßhof gesprengt war, zitterte der Renner wie Espenlaub.

Es wurde Nacht. Kein Schlaf kam in meine Augen. Ich starrte durch die dunklen Fenster hinab in den Hof. Drüben flimmerte ein Licht. Es brannte an der Leiche



meines verstorbenen Dieners, dessen Bekenntnis mich zum unglücklichsten Manne gemacht hatte.

Erst nach einigen Tagen kam mehr Ruhe über mein Gemüth. Ich hatte einen Plan gefaßt. Er galt meinem Todfeinde, dem Rinkerode. Ich wollte ihn überraschen und erschlagen. Zu dem Ende verstellte ich mich, erschien meinem Weibe gegenüber ruhig und wartete meine Zeit ab. Manche Nacht brachte ich heimlich im Schloßgarten zu, allein immer vergeblich. Endlich aber hatte ich Erfolg. Es naheten sich Schritte und am äußersten Ende des Gartens tauchte eine Gestalt auf. Nach einer halben Stunde knarrte das entgegengesetzte Thor und eine zweite huschte in den Garten. Die beiden trafen sich rasch. Ich hörte, daß mein Weib weinte, der andere sie aber tröstete.

Ich muß gehen, sagte sie, denn ich kann den Anblick meines Gemahls nicht mehr ertragen.

Jetzt vernahm ich auch den Klang des Namens Rinkerode. Ich riß mein Schwert aus der Scheide und stürmte hervor. Als ich aber rasch dem Standorte des Paares mich näherte, fand ich, daß dieses bereits das Weite gesucht hatte und durch das verborgene Pfortchen entflohen war. Wohl eilte ich ihm nach, kaum aber hatte ich das Freie erreicht, als ein davon galoppierendes Roß mich überzeugte, daß ich zu spät kam.

Was half es, daß ich meine Leute weckte und mit ihnen dem Paare nachsprengte? Es war alles vergebens. Ich hatte mein Weib verloren und wilde Erbitterung zehrte an mir Tag und Nacht. Zuletzt hörte ich von dem Kreuzzuge gegen die Stedinger. Ich schloß mich demselben an und traf, wie der Herr Graf gesehen haben, meinen Todfeind, den ich jahrelang vergebens gesucht habe. Der Glende hat viel Böses auf seinem Kerbholze. Er war es, der den unglücklichen Grafen von Hsenburg, seinen Lehnsherrn, beredete, den Erzbischof Engelbert von Köln an der Ruhr zu überfallen und zu ermorden.“

„Eine schwere That,“ sagte der Ravensberger, „wenngleich ich den Erzbischof, der uns Dynasten alte Rechte zu verkümmern suchte, nicht ganz von Schuld freisprechen kann.“

„Mag sein,“ versetzte der Junker, „doch war die That ein elender Mordstreich, der dem Hsenberger nicht eingefallen

wäre, wenn nicht der Kinkerode sie seinem Herrn eingeflüßt hätte."

"Der arme Graf hat seinen Lohn in Köln erhalten," sagte der von Ravensberg, „und nunmehr auch der Kinkerode."

"Ich aber stehe am Rande der Verzweiflung," sprach der Junker. „Seit langen Jahren trage ich mich mit dem Gedanken, daß der Gefallene der Entführer meines Weibes sei, suche ihn am Rhein, in Franken, Hessen, Westfalen und wer weiß wo und nun muß ich jetzt, da er von meiner Hand gefallen ist, erfahren, daß ich mich getäuscht habe."

"Freilich scheint der Kinkerode an dieser That unschuldig zu sein," sagte der Graf, „denn er hätte sich ihrer sicherlich aus Rachsucht entweder gerühmt oder als Sterbender sie bekannt."

"Wer vermag nun das Rätsel zu lösen?" sprach der Junker von Mattena.

"Hört meine Meinung," versetzte der Ravensberger. „Es kommt nie etwas Gutes heraus, wenn man unter seinem Stande heiratet. Laßt Euren Kummer fahren, die Entlaufene war sicherlich Eurer nicht würdig. Freiet wieder, edler Junker! Giebt es nicht der Weiblein vom Adel genug in der Welt? Sind nicht die Klöster voll von ihnen?"

"Hättet nur die Margaret kennen sollen, Herr Graf," sprach der Junker von Mattena. „Es war ein Weib nach dem Herzen Gottes. Sanft, bescheiden und doch von einem adeligen Wesen, das sie wie mit einem unnahbaren Ringe umgab."

"Na, Junker," lachte der Graf, „Ihr scheint ja noch immer in die Entlaufene verliebt zu sein!"

"Erst recht, Herr, seit ich erkannt, daß ich ihr mit dem Kinkerode Unrecht gethan habe," sprach der von Mattena. „Solange ich denken mußte, sie sei mit dem elenden Strauchritter, dessen Seele Gott gnädig sein möge, entflohen, hielt ich ihr Wesen für Falschheit, jetzt aber —"

"Da sie mit einem andern entwischt ist, haltet Ihr sie für tugendhaft, he?" warf der Ravensberger ein.

"Ich habe sie durch meinen Verdacht schwer gekränkt," sagte Mattena.

„Deshalb brauchte sie aber noch immer nicht mit einem Geharnischten davonzugehen,“ versetzte der Graf.

„Der Schein spricht gegen sie,“ sagte der Junker, „immerhin aber bin ich seit dem Tode Kinkerodes anderer Meinung geworden, ja, ich sehe die Möglichkeit ihrer völligen Schuldlosigkeit aufzutauchen.“

„Mag sein,“ sprach der Ravensberger, „doch nun trennen sich unsere Wege. Ich muß zum Erzbischof, dessen Gezelt ich drüben bemerkte. Eure Geschichte ist traurig und interessant, Herr Junker und ich bin auf ihre Lösung gespannt. Lebt wohl auf fröhliches Wiedersehen im Kampf und Streit!“

Die beiden Reiter trennten sich. Schweigend und gesenkten Hauptes ritt der Junker von Mattena seinem Zelte zu, das am äußersten Flügel des Lagers stand. Er war dem Aufrufe des Erzbischofs gefolgt, nicht um Beute zu machen und sich zu bereichern, sondern um sein Weh zu vergessen. Im grunde genommen stand sein Herz mehr auf der Seite der Bauern, den wackern Kämpen für Freiheit und Unabhängigkeit, doch konnte er hoffen, in dem Gewühle der zusammenströmenden Ritterschaft den Schlüssel zu seinem Räthsel zu finden. Jetzt, da er ruhiger geworden war, kam etwas wie Reue über ihn, daß Kinkerode von seiner Hand gefallen, ein zwar beschwerter, aber doch in diesem Falle unschuldiger Mann. Kinkerode stand als Mitschuldiger des Grafen von Isenberg in der Acht und sein Leben war verfallen, unstät und flüchtig zog er umher; trotzdem fiel es dem Junker jetzt, da er zu ruhiger Selbstbetrachtung kam, schwer auf die Seele, ihn niedergeworfen zu haben.

„Eine Kette von Thorheiten und Irrtum reiht sich aneinander,“ murmelte er, „gäbe Gott, daß ich im Kampfe morgen mein unruhiges Blut für immer stille und im heißen Schlachtgewühl den lange begehrten Tod finde.“

Es fiel ihm nicht ein, daß er selbst hierin wieder ein schweres Unrecht begann und durch seinen Tod den Untergang eines edlen Volksstammes besiegeln wollte.



8. Kapitel.

Tief im Walde von Brokdiek lag die Malstätte der Stedinger, ein geheimnisvoller Ort und ein heiliger Punkt in dem Leben des kleinen Volkes; Heyenloh hieß er, denn an ihm wurde nicht nur beraten, was zum Wohl und Wehe des Volkes diene, sondern auch vor Zeugen (Heyen) Gericht gesprochen über Missethäter. Im Kreise uralter Eichen befand sich hier eine Erhöhung, auf welcher der Asega, das erwählte Haupt des Stammes, oder auch der Gerichtsherr seinen Stand inmitten der freien Bauern zu nehmen pflegte.

Es war unmittelbar nach der Schlacht auf dem Himmelskampe, als eine Anzahl Stedinger sich hier versammelte. Boleko von Bardenfleth, eine wahre Siegfriedsgestalt, ein Mann von schlichten Sitten und unererschrockener Geradheit, stand schon lange auf seinem Platze. Endlich schien die Zahl der Geladenen vollzählig zu sein und er hub an:

„Männer des Stedingerlandes, ich habe euch rufen lassen, um in dieser wichtigen Stunde unserer Heimat euren Rat zu hören. Eure tapfere Faust hat den Grafen Otto hingestreckt, aber ein neuer und stärkerer Feind ist uns erwachsen und hält an der Dichtung, in deren Weiden seine Pferde grasen. Wohl hat der Stedinger nie gezagt, wenn es galt, seine Freiheit gegen den ländergierigen Kirchenfürsten von Bremen und den Junker von Oldenburg zu verteidigen, doch halte ich es in dieser schweren Stunde als euer erwählter Asega für meine Pflicht, euch eine Frage vorzulegen. Mir scheint es besser, vor der Schlacht noch einmal den Weg des Friedens zu betreten, den Kirchenfürsten zu fragen, was er noch wolle, da doch Lübben, der den Priester erschlug, gefallen ist.“

„Ganz überflüssig, Asega,“ rief eine Stimme, „der Erzbischof wird sich die Gelegenheit, uns zu vernichten, nicht entgehen lassen. Nie steht ihm ein solches Heer wieder zur Seite.“

„Wer soll hingehen?“ fragte ein zweiter.

„Ich, euer Asega, will ihn aufsuchen und ihm die Leiche des Oldenburger, seines Neffen, bringen,“ sprach Boleko.

„Er wird Euch zurückhalten und wir sind dann wie eine Herde, die ihren Hirten verloren hat,“ sagte ein dritter.

„Inmitten einer so großen, fremden Ritterschar wird der Erzbischof solches nicht wagen,“ sagte Boleko.

„Die Ritter sind allesamt Räuber wie er,“ rief Valentin, der Schneider von Hörspe. „Ländergierige Schurken muß man sie heißen, Pfaffenknechte, denn hört nur, was mir der Wind und der Zufall in die Hand geführt hat.“ Er zog dabei einen Pergamentstreifen hervor.

„Die Buben haben bereits eure Höfe unter sich verteilt; hier steht das Verzeichnis, vom Erzbischof unterschrieben. Den Hof des Untrop erhält der Graf von Ravensberg, den der Hecken von Hörspe, Graf Florentin von Holland, den der Detlefs am Diek ein Junker Dietrich von Kleve, die Harmenhäuser Feldmark soll dem Oldenburger zufallen, die Bardenflether dem Bremer Spitzbuben.“

Ein Ruf der Entrüstung unterbrach den Schneider.

„Steht das auf dem Pergament?“ rief man.

„Schwarz auf Grau,“ sagte Valentin.

„Ruhig, ihr Männer von Stedingen!“ mahnte der Wsega. „Folgt nicht dem Drange der Leidenschaft, sondern ruhiger Erwägung. Vielleicht ist Gerhard von Bremen anderer Ansicht geworden, vielleicht denkt er, wäre ich die Fremden erst wieder los; jedenfalls wird mein Erscheinen im Lager unsere Sache nicht verschlimmern und uns folgt auf alle Fälle der Nachruf, daß wir alles versucht haben, auch den Weg des Friedens, Menschenblut zu schonen.“

„Der Wsega hat Recht!“ rief eine Stimme im Hintergrunde.

„Wiederkehren aber wird Boleko nicht,“ sprach Valentin, „ich kenne den Bremer Prälaten zu genau. Ich sehe den Fuchs in sein Fäustchen lachen und unter allerhand Winkelzügen unsern Wsega solange zurückhalten, bis er mit uns fertig geworden ist.“

„Ihr werdet auch ohne mich im Notfalle zu schlagen wissen,“ sagte Boleko von Bardenfleth, „ihr kennt den alten Aufmarsch, wißt, daß ihr zum Viereck geschlossen den Anprall der Ritter empfangt und eure Schwerter und Speere den Pferden in die Leiber bohrt, damit ihr der Geharnischten

Herr werden könnt. Was bedarf es da einer besonderen Führung; so laßt mich denn den Versuch wagen, beim Erzbischof einen Frieden zu vermitteln, der unsere Freiheit und Rechte sichert, das Verderben aber abwendet, welches selbst ein Sieg über so viele Familien des Landes bringen muß."

Die Stedinger blickten nachdenklich zur Erde. Sie sahen ein, daß ein Versuch, die Feinde abzulenken, nicht schaden könnte, immerhin aber ihre Gewissen im Kampfe stärken müsse.

"Laßt den Asaga ziehen," sprach endlich einer.

"Er gehe," hallte es durch die Reihen.

"Die Mehrheit ist für meine Ansicht," sprach Boleko von Bardenfleth, „und so will ich denn in Gottes Namen den Gang thun und zu dem Löwen in die Höhle treten, mag er auch seine Krallen ausstrecken und die Zähne fletschen. Im übrigen, Männer von Stedingerland, seid auf das Schlimmste gefaßt; eilt zu den Scharen zurück, stärkt ihr Vertrauen, übt sie in den Waffen, doch rückt nicht näher an die Feinde heran, die, so scheint es, vorläufig ihr Lager nicht verlassen wollen."

Mit diesen Worten stieg der Asaga von seinem erhöhten Standpunkte herab und mischte sich unter die andern, die ihn mit kräftigem Händeschütteln begrüßten, aber auch zur Vorsicht mahnten.

"Laßt Euch erst frei Geleit zusichern," sprach Valentin der Schneider.

"Je unerwarteter und freier ich auftreten werde, desto weniger Hinterlist habe ich zu besorgen," sagte Boleko, „im weiteren vertraue ich auf den ritterlichen Sinn der adeligen Herren, vor deren Augen ich meine Sache ausrichten werde."

"Nehmt Euch vor Nasgeiern in acht, Asaga," mahnte Valentin. „Die Kirche hat aus den Stedingern das gemacht, wovon die Bibel spricht, wenn sie sagt: Wo ein Nas ist, da versammeln sich die Adler. Ich hab sie kennen gelernt am Rheine und in Frankreich, diese Herren vom Adel! Über den gemeinen Mann reiten sie dahin wie über Steine und Holz; sie gehen solange mit der Kirche, als es was zu teilen gibt, denn nach ihrer Seelen Seligkeit fragen sie den Henker!"

„Ihr habt bittere Erfahrungen gemacht, Valentin,“ versetzte Boleko lächelnd. „Mit der Kirche seid ihr auch zerfallen.“

„Weil ich auf Gottes Wort halte und nicht auf Mummenschanz, Mtega,“ sprach der Schneider rasch. „Klar und deutlich steht in diesem Buche, wie wir uns verhalten sollen. Unjern Nächsten und Gott über alle Dinge zu lieben, ist das erste Gebot. Thut und lehrt das die Kirche? Kafft sie nicht irdisches Gut zusammen wie ein Handelsjude? Trachtet sie nicht nach Herrschaft und Ehre? Sucht sie das verlorene Schaf in der Wüste?“

„Das thut sie, Valentin,“ warf Boleko lachend ein.

„Wie so?“ fragte der Schneider.

„In den Bedingungen, die uns vor Monden der Kirchenfürst von Bremen vorlegte, stand auch, daß man den Schneider Valentin, einen Erzkezer, ausliefern müsse,“ sagte der Mtega, „wir haben es Euch nicht mitgeteilt, weil wir diesen wie alle übrigen Punkte ablehnten.“

„Ich danke euch,“ sprach der Schneider. „Ihr wißt, ich bin ein Stedinger von Geburt, habe die Welt durchzogen und bin nach zwanzig Jahren in meine Heimat zurückgekehrt. Was ich in der Fremde sah, erfüllte meine Brust mit wachsender Liebe zu meinem Geburtslande. Draußen herrscht der Fürst der Finsternis in Gestalt von Unrecht, Unfreiheit, Gewalt, Knechtschaft, Neid, Gier und Heimtücke; hier waltet Recht und Freiheit. Ja, mein Stedingerland ist ein Paradies für jeden Kerl, der das Herz auf dem rechten Flecke hat. Ihr habt also meine Auslieferung verweigert?“

„Das haben wir,“ sprach Boleko.

„Wie konnte es auch anders sein!“ riefen die andern. „Alle für einen und einer für alle!“

„Wackere Stammesgenossen,“ sprach der Schneider in tiefer Bewegung, „Gott segne euch für eure Gesinnung! Wohl habe ich mich von der Kirche losgesagt, in deren Garküche ich geschaut, aber ich halte fest am Bibelbuch, das ich bei Zunftgenossen am Rhein und in Westfalen vorfand und las. Von seinen herrlichen Lehren verspürt man in der Kirche nichts mehr. Die Erzbischöfe und Oberhirten schlagen ihre ihnen anvertraute Heerde nieder als wenn es Heuschrecken wären, sitzen im Harnisch zu Pferde, saufen

und schinden, spielen und jagen, wetten und scherwenzen, daß einem ehrlichen Kerl vor Entsetzen die Augen übergehen. Das sah ich auf meinen Reisen klardeutlich überall und ihr könnt es beim Bremer nicht minder wahrnehmen.“

„Leider ist dem so!“ riefen die Bauern.

„Habt ihr vielleicht gehört, daß in dem Bibelbuche, aus dem ich Euch vorlas, stand: Ihr sollt das Volk knechten, ihr sollt ihm das Mark aussaugen, faullenzen, den Weibern nachlaufen, Harnische und Helme mit Federbüschen tragen, ehrliche Kerle verbrennen, martern und quälen?“

„Was Du uns aus Deinem Buche vorgelesen hast, ist gut und recht,“ sprach ein alter Stedinger, „und eine Stimme in meinem Innern sagte mir, so soll es sein auf Erden, so mußt du handeln.“

„Dieser Ansicht sind wir alle,“ sagten die andern.

„Wir gönnen jedem auf Erden Luft und Licht und das Land, das er durch seiner Hände Arbeit urbar gemacht hat und bebaut,“ sprach der Alte, eine kraftvolle, ehrwürdige Erscheinung. „Unsere Marschen sind unser Werk. Wir haben sie den Fluten abgetrozt, wir haben die Wildnis zu einem Garten gemacht und Gott will es, daß wir unser Eigentum verteidigen bis aufs Blut.“

„Gott will es!“ bekräftigten die andern.

Boleto hatte inzwischen den Ort verlassen, um seinen schweren Gang anzutreten, die andern Stedinger aber schienen dies, so sehr waren sie erregt, nicht bemerkt zu haben. Um Valentin geschart, schritten sie langsam durch den Brokdief dahin. Valentin erzählte, wie er schon oft gethan, von seinen Erlebnissen. Er war am Rhein mit flüchtigen Waldensern zusammen gekommen, hatte von ihnen eine deutsche Übersetzung des neuen Testaments erhalten und war Zeuge gewesen der schrecklichen Verfolgungen, die ein Konrad von Marburg über die Bibelleser und Keger verhängte.

„Wißt ihr, was dieser Mönch gesagt hat?“ sprach Valentin.

„Nun?“ fragten die Stedinger.

„Es ist besser, daß hundert Unschuldige verbrennen als daß ein Schuldiger durchschlüpft!“ versetzte Valentin.

„Hole der Teufel diesen Gefellen!“ donnerten die Bauern und schlugen an ihre kurzen Schwerter, daß diese klirren.

„Nun, der hat ihn geholt,“ sagte der Schneider. „Es war in der Gegend von Marburg, wo ihn der Racheftahl unbekannter Ritter traf. Ich selbst habe ihn am Wege liegen sehn, denn ich hielt mich damals in jener Gegend auf. Seine Züge waren fest und streng und schienen im Tode noch den Bannfluch über seine Mörder auszusprechen. Doch nun müssen wir ausschreiten, ihr wackeren Landsleute, denn schon neigt sich die Sonne und wir könnten im Dunkeln von Feinden überrascht werden, ehe wir unser Lager erreichten; doch halt, wer treibt sich dort in den Gebüsch umher? Was hat der Geistliche hier zu thun?“

„Ein Spion,“ rief einer der Stedinger.

„Schlagt ihn tot, den Schleicher!“ donnerte man.

Vater Bernhard, denn er war es, blickte erschrocken auf, als er sich plötzlich von den erzürnten Bauern umringt sah. Ein Pergamentstreifen, auf dem er gezeichnet, entfiel seinen Händen, Valentin hob ihn auf und rief: „Er hat unser Lager dargestellt, er ist ein Spion!“

Diese Worte entflamten die Stedinger auf das Äußerste. Die Waffen blitzten und ehe der Altertumsforscher ein Wort zur Aufklärung sagen konnte, brach er tot auf dem alten Wallwerke zusammen.

„Mein Gott im Himmel, was habt ihr gethan!“ rief Valentin erschrocken.

„Wir haben ihm seinen Lohn gegeben,“ sagten die Stedinger.

„Laßt uns diesen Ort verlassen!“ sprach der Schneider traurig. „Hier graut es mir.“

Man folgte der Aufforderung Valentins und kam bald in dem Lager der Stedinger an, das sich an einer sumpfigen Wiese hinzog und nach der ungeschützten Seite hin mit einem Walle umgeben war. Die tapferen Bauern hatten sich auf dem weiten Plan nach ihren Ortschaften gruppiert und bildeten ein Heer von etwa 12 000 Mann. Es war eine Freude, diese schlichten und hochgewachsenen Krieger zu schauen, die fest entschlossen waren, ihre heimatliche Erde mit ihrem Blute zu verteidigen und lieber alle den Heldentod erlitten, als einen Zoll ihrer alten Rechte zu vergeben.

Wachfeuer erhellten bald das Lager, Posten standen auf den Wällen und weiter ab von denselben, langsam auf- und abschreitend, während die Mehrzahl der Stedinger sich auf Stroh und Heu streckten, um, abgehärtet wie sie waren, unter freiem Himmel ihren Körper durch Schlaf zur blutigen Arbeit zu stärken.



9. Kapitel.

Inmitten des Heerlagers der Kreuzfahrer erhob sich ein stattliches Zelt, auf dessen Spitze die Zeichen des Erzbischofs von Bremen weheten. Der Kirchenfürst hatte eben die Häupter seiner Scharen um sich versammelt und unterhielt sich mit ihnen über den Niedergang des Grafen Otto von Oldenburg.

„Mein Vetter liebte es stets, seine eigenen Wege zu gehen,“ sprach er, „schon oft warnte ich ihn und führte ihm das Bild des Vaters vor, der durch einen Bund Pfeile seinen Söhnen zeigte, daß Eintracht stark macht. Bleiben wir daher hübsch in einem Haufen, meine Herren, lassen wir keine Sondergelüste herrschen und es möchte doch wie ein Wunder zugehen, wenn wir dieses Bauernpack nicht zur Erde brächten.“

Die Ritter und Grafen pflichteten dem Prälaten bei und vermaßen sich hoch und teuer, das Schicksal ihres Standesgenossen zu rächen.

„Sie werden heranziehen, meine Herren,“ fuhr Gerhard von Bremen fort, „ich kenne sie; übermütig werden sie uns angreifen und da scheint mir am besten, hier auf festem Grunde sie zu erwarten, wo unsere Streithengste nicht versinken. Einige Heißsporen meinen zwar, wir müßten über sie kommen, allein diese kennen das Stedingerland nicht. Man glaubt

eine feste Wiesenfläche vor sich zu haben und wenn man anreitet ist es Sumpf. Wir bleiben also, meine Herren, bis der Bauer kommt.“

Ein Ritter trat in diesem Augenblicke in das Zelt und meldete, daß ein kleiner Zug von Bauern, geführt von ihrem Wega vor ihrem Lager halte, um die Leiche des Grafen Otto an Ew. Gnaden abzuliefern.

„He, das fehlte auch noch!“ rief der Erzbischof aus. „Meint das Bauernpack, wir wären Esel, uns so bethören zu lassen. Sie wollen uns die Leiche als Warnung zeigen, unsere Söldner durch ihren Anblick erschrecken und uns höhnen! Wer tot ist, hat sein Recht am Leben verloren. Die Bauern mögen die Leiche behalten.“

„Boleko von Bardensleth, der Wega, verlangt, Ew. Gnaden zu sprechen und bittet um freies Geleit,“ versetzte der Bote.

Das Auge des Erzbischofs blitzte auf.

„Der Fuchs wagt sich in die Höhle des Wolfes,“ sprach er lachend, „wohlan, wir wollen ihn empfangen. Ordnet Euch, Ihr edlen Herren, damit wir dem Bauernführer zeigen, welch ein Unterschied zwischen uns und ihm ist!“

Die Grafen und Ritter stellten sich in einem Halbkreis auf und bald hernach erschien Boleko.

„Gott zum Gruß, Herr Erzbischof,“ sprach er und zog den Hut, ohne sich im mindesten um die Ritterschaft zu bekümmern.

„Ihr habt viel gewagt, Wega,“ versetzte Gerhard.

„Im Vertrauen auf Ew. Gnaden Gesinnung bin ich gekommen, einen Versuch zu machen, Frieden zu schließen,“ sagte Boleko.

„Ihr erscheint zu spät,“ sprach der Kirchenfürst.

„Zur Verhinderung von Blutvergießen kommt man nie zu spät, Herr,“ entgegnete der Stedinger. „Stellt Eure Bedingungen und wir wollen sie erwägen.“

„Habe sie Euch bereits vor Jahren mitgeteilt, jetzt ist es zu spät,“ versetzte Gerhard streng, „das Maß Eurer Verbrechen ist voll und der Gerechtigkeit muß ihr Lauf werden.“

„Ist das Ew. Gnaden letztes Wort?“ fragte Boleko.

„Völlige Unterwerfung auf Gnade und Ungnade kann Euch allein noch retten,“ setzte der Prälat hinzu.

Das Auge des Stedingers flammte auf.

„Wir streckten den Oldenburger und seine Mannen auf dem Himmelstampe zu Boden,“ sagte er, „und von Unterwerfung darf keine Rede sein. Wir wollen die That eines der Unfrigen, der übrigens im Brotdief den Tod gefunden hat, sühnen, indem wir in Bremen ein Kloster stiften.“

„Und mir den Schneider Valentin ausliefern?“ fragte Gerhard spöttisch.

„Nein, Herr,“ versetzte Boleko, „Valentin ist ein Stedinger.“

„Aber zugleich ein verdammter Ketzer, der Euch allesamt der heiligen Kirche entfremdet hat!“ schalt der Prälat. „Wohl an, so hört meine Bedingung. Gründet meinethalben das Kloster, gebt den Valentin heraus und nehmt Eure Höfe von mir zu Lehen.“

„Auf diese Forderungen habe ich nur ein Nein,“ sprach Boleko fest. „Ich that meine Schuldigkeit, meine Sendung ist gescheitert und das Blut, welches vielleicht morgen schon fließt, fällt auf das Haupt Ew. Gnaden.“

Mit diesen Worten wollte er sich entfernen, allein Gerhard erhob sich rasch.

„Halt,“ rief er, „so ist das nicht gemeint. Ihr seid in unserer Gewalt und werdet das Lager nicht wieder verlassen. Als Empörer und Rebell habt Ihr kein freies Geleit zu verlangen!“

„Auch das noch!“ donnerte Boleko auf. „Hier die Ritter sind Zeugen dieses unerwarteten Gewaltaktes. Werden die Herren schweigen zu dem, was sie gehört haben?“

„Dem Manne ist freies Geleit zugesagt,“ sprach der Graf von Ravensberg, „es muß gehalten werden!“

„Oho, Herr Graf,“ sprach Gerhard von Bremen, verwundert ob des unerwarteten Einspruchs, „wißt Ihr auch, daß der Bannfluch auf dem Haupte dieses Mannes ruht? Wißt Ihr auch, daß wir uns einer Strafe schuldig machen, wenn wir ihn ziehen lassen?“

„Dem Manne ist freies Geleit zugesichert und es ist Ritterpflicht, es zu halten,“ sprach der Ravensberger. „Ja, wenn es der Teufel wäre, müßten wir dem Gebote der Ehre folgen.“

„Die Pflicht gegen die Kirche steht höher als alles auf Erden,“ versetzte der Erzbischof.

Ein Murmeln der Unzufriedenheit ging durch die Reihen der Ritter und Gerhard sah ein, daß er zu weit gegangen war.

„Ich will,“ sprach er, „für diesmal ein Einsehen haben und Eurem Wunsche folgen, doch lehn ich die Wirkung dieses Thuns von mir ab. Boleko von Bardenfleth, Ihr könnt gehn. Meine Bedingungen wißt Ihr.“

„Sie sind unerfüllbar, so wahr ein Gott im Himmel ist,“ warf der Aiega ein, „und es bleibt nur noch der Appell an die Waffen übrig. Morgen werden wir uns wiedersehn.“

Mit diesen Worten schritt das erwählte Oberhaupt der Stedinger davon.

„Ein stolzer Bauer!“ murmelten einzelne Ritter.

„Fast sollte es uns leid thun, gegen ein solches Geschlecht streiten zu müssen,“ meinte der Graf von Ravensberg.

„Keine Weichherzigkeit, meine edlen Herren,“ mahnte der Erzbischof, „Ihr kennt den unbeugsamen und starren Sinn dieser Bauern nicht. Mir hat er die letzten Jahre meines Lebens verbittert und der heiligen Kirche Schaden gebracht. Alle Verfolgten und Ketzer fanden Zuflucht bei diesem Landvolke, um so lange zu weilen, bis ihnen Gelegenheit wurde, auf See zu kommen und sich so dem Arme der Gerechtigkeit für immer zu entziehen. Selbst einer der Mörder des heiligen Engelbert von Köln, ein Strauchritter, soll, wie ich höre, sich in der letzten Zeit bei den Stedingern aufgehalten und ihnen seine Dienste angeboten haben.“

Bei diesen Worten blickten sich der Graf von Ravensberg und der Junker von Mattena an.

„Nur keine Schwäche, meine Herren,“ mahnte der Erzbischof aufs Neue, „der Bauer wird sie morgen fürwahr nicht zeigen! Er weiß, was er will und wird nie zahm, bis er am Boden liegt.“

Nach diesen Worten winkte der Prälat und entließ durch dieses Zeichen die Grafen und Herren, die sich beeilten, das Zelt des Kirchenfürsten zu verlassen, um draußen ihren Gedanken einen freieren Ausdruck zu geben, welcher Ausdruck

keineswegs dem Erzbischofe angenehm gewesen wäre, denn es fielen Worte von „hochmütigen Kirchenfürsten“ und einer „alles verschlingenden Klerisei.“



10. Kapitel.

Nach einigen Tagen rückte der gesamte Heerbann des bedrohten Bauernvölkchen, gegen zehntausend Mann stark, auf Alteneßch, wo sich die Kreuzfahrer gelagert hatten, vor, fest entschlossen, der Sache mit einem Schlage ein Ende zu machen, um entweder die Freiheit oder den Tod zu gewinnen. Alles, was Waffen tragen konnte, war freudig unter das Scharbanner geeilt und keiner zurückgeblieben außer Greifen, Weibern und Kindern.

Der Frühling hatte eben seinen Einzug gehalten und das fruchtbare Land prangte im herrlichsten Saatengrün. Soweit das Auge reichte, glich es einem Paradiese. Die Lerchen schwirrten hoch in den klaren, blauen Lüften; Nachtigallen sangen in den Zweigen und Störche schritten gravitatisch in den Schilfdickichten an den Flüssen und Gräben dahin. Es war, als ob die Natur sich ihren Bewohnern noch einmal in ihrer vollsten Schönheit zeigen wollte, diese anzufeuern, für diesen köstlichen Besitz den Kampf auf Leben und Sterben kühnlich zu wagen.

In der alten keilsförmigen Ordnung schritten die Stedinger der zehnfachen Übermacht festen Mutes entgegen. Unabsehbar waren die Reihen der Feinde, die ihrer mit wehenden Bannerzeichen harreten. Welch ein ungleicher Kampf!

Noch einmal hielten die Bauern inne. Weithin schallten die Stimmen ihrer Führer. Boleko von Bardenfleth trat vor den gewaltigen Keil.

„Stedinger,“ so rief er, „die Entscheidungsstunde ist gekommen. Die Priester und Ritter warten eurer. Schließt

euern Haufen. Keiner verlasse ihn. Schulter an Schulter, Rücken an Rücken wollen wir streiten und, wenn es sein muß, sterben. Vorwärts also im Namen Gottes für Freiheit und Recht! Denkt an unsere Väter und an die eben gewonnene Schlacht auf dem Himmelskampe!“

In diesem Augenblicke stimmte der Schneider Valentin einen Gesang an, die Bauern fielen ein und drohend schallte es durch das weite Gebiet der Dichtung:

Der Steding kommt!
Für Freiheit und für Recht
Zieht er hinaus zum Kampfe und Gefecht.
Mit fester Hand
Fürs Heimatland
Treibt er die Ritterscharen
Zu Paaren!

Der Bauer kommt!
Wehr dich, du Eisenmann,
Ihr schwer bewehrten Rosse sprengt heran!
Mit fester Hand
Für Stedingland
Schlägt er sie, trotz dem Banne,
Zur Pfanne!

Unruhig stampften auf der gegnerischen Seite die Schlachtrosse und harrten des Zeichens zum Angriffe.

Noch nicht, hieß es, damit unsere Pferde im langen Anlaufe nicht ermüden. Auch der Erzbischof hielt hoch zu Pferde und mit Panzer und Helmzier gerüstet in der Mitte, um ihn viele Grafen und Herren.

„Beim Ewigen,“ murmelte er, als er die heranrückenden Bauern wahrte, „eine gewaltige Schar!“

Endlich waren die Stedinger bis auf einige hundert Schritt herangekommen. Die Hörner klangen und das Kreuzheer drang unter dem alten Rufe: Gott will es! auf das Bauernheer ein. Die Erde wirbelte unter dem Hufschlag der Streithengste empor und schien in ihren Grundfesten zu dröhnen, dann klirrten die Waffen, schrieten die Verwundeten und das weite, flache Gebiet glich einem Meere, das haus hohe Wellen schlägt.

Etwa zehn Minuten währte das Ringen, dann hieß es seitens der Kreuzfahrer: Zurück, zurück!

Die Bauern hatten den ersten Angriff mit fester Hand zurückgeworfen. Ein freier Raum entstand, den die Leiber Erschlagener bedeckten. Da lag Boleko von Bardenfleth und neben ihm der wackere Valentin, der den Wega, auf den sich so viele Ritter geworfen hatten, mit seinem Schilde zu decken gesucht; um das Oberhaupt der Stedinger aber hatte der Tod eine blutige Ernte unter den Junkern und Reifigen gehalten, denn über tausend von ihnen sah man zerstreut umher.

Einige Stedinger trugen den toten Wega zurück. Inzwischen aber hatten sich die Kreuzfahrer wieder gesammelt; gestützt auf das Fußvolk, warteten sie auf die Bauern, die eben jetzt sich wieder in Bewegung setzten, wohl erkennend, daß ein halber Erfolg nichts nützen konnte.

Sie rückten heran unter dem Gesänge: „Der Bauer kommt, wahr't euch ihr Eisenmänner!“ Die Erde bebte bald unter dem Gestampfe der Kasse. Wie Sturmeswogen gegen Felsgestade so sausten die reifigen Geschwader nun wieder heran und zurück. Schon wankten die Reihen der Angreifer, da löste sich der Keil der Stedinger auf. Die Bauern wollten sich ausdehnen zum Verfolgen und das geriet ihnen zum Verderben, denn sie wurden dadurch in einzelne Scharen verzettelt, die sich des Anpralls von allen Seiten bald nicht mehr erwehren konnten.

Was nun folgte, war keine Schlacht mehr: es glich mehr einem Gemekel, das noch stundenlang dauerte, aber endlich mit der völligen Vernichtung eines freiheitsstolzen Heldengeschlechtes endete.

Hingestreckt auf dem blutigen Plane lag am Abende des 27. Mai 1234 der männliche Theil eines ganzen Stammes; keiner war gewichen, keiner hatte um Gnade gebettelt, jeder den Tod gesucht und gefunden, als keine Aussicht auf Sieg mehr vorhanden war. So verzehrte damals Germania ihre besten Kinder, so wütete ein Glied gegen das andere, so ging der letzte Rest der alten Sachsenfreiheit auf den blutgetränkten Wiesen bei Altenesch unter; es war der Schlußstein jenes großen Krieges, den Karl der Große begonnen.

Wenige Tage darauf wurde das Stedingerland an die Grafen und Großen, die mitgestritten und den blutigen



Kampf überlebt hatten, verteilt, die fetten Bauernhöfe dutzendweise vergeben, so daß jeder Dynast heimreiten durfte mit dem Gedanken, diesmal mit dem Schwerte etwas Ordentliches erworben zu haben.



11. Kapitel.



Auf dem Hofe des gefallenen Stedingers Untrop war es still. In den Eichen und Buchen, die mit ihren neugeschmückten Kronen Haus und Scheunen beschatteten, sangen die Vögel ihre schönsten Frühlingslieder. Ein hochgewachsener Bursche schlich sich durch die niedrige Seitenthür hinein. Es war Klaus. Wie verstört sah er aus! Zerrissen waren Wams und Schuh, wirr hing sein Haar um die trotzige Stirn. So kehrt ein verlorener Sohn heim. Tagelang war er umhergeirrt durch Wald und Sumpf, nicht ahnend, was sich inzwischen im Stedingerlande vollzogen hatte. Auf der mit kleinen Steinen gepflasterten Vorflur blieb er stehn. Nichts regte sich im weiten Hause. Es glich einer Totenkammer. Nun schritt er weiter. Vorsichtig und leise öffnete er die Thür.

Welch ein Anblick!

Mitten in der Stube stand auf Stühlen ein Sarg und aus dem oberen Pfühle desselben ragte das starre Gesicht eines Toten hervor.

Klaus wurde mit einem Male herausgerissen aus seiner Welt der Träumereien und der Schmerzen, denn vor ihm lag, eine klaffende Wunde in der breiten Stirn, sein Vater.

Es war, als ob das Gift, das durch seine Adern tobte, ein Gegengift erhalten hätte. Der eigene Schmerz verstummte und ein anderer trat an seine Stelle. Sein

Gewissen erwachte. Hatte er nicht den Toten noch kurz vorher schwer betrübt?

Er sank auf seine Knie herab und beugte sein wirres, trotziges Haupt, um zu weinen und zu beten; als er sich dann erhob, war es klarer bei ihm geworden und es ahnte ihn, daß sein Vater vor dem Feinde erschlagen und Unheil über das Stedingerland hereingebrochen sei. Es fiel ihm ein, viele flüchtige Weiber und Kinder gesehen zu haben; jedenfalls war also auch die Mutter entflohen, ehe sie noch Zeit finden konnte, den erschlagenen Vater zu begraben.

Die Weiber hatten alle die Richtung nach der Jahde eingeschlagen; sie suchten also Zuflucht bei den verwandten Friesenstämmen jenseits dieses Meerbusens.

Plötzlich zuckte in ihm ein Gedanke auf, ein wilder, leidenschaftlicher Gedanke. Der Feind sollte das Wohnhaus nimmer besitzen und plündern; er wollte es anzünden und mit der Leiche des Vaters verbrennen. Das Strohdach, die gewaltigen Balken und das alte trockene Holz mußten eine Glut abgeben, welche alles bis auf den Erdboden verzehrte.

Klaus ergriff einen mächtigen Span, setzte ihn in Brand und stieg die hohe Leiter, die durch eine Luke zum Boden führte, hinauf. Schon wollte er das Stroh anzünden, als eine Stimme hinter ihm rief: „Halt, bist Du des Teufels?“

Der Bursche erschrak, ließ den Span fallen und sah sich um. Ein ihm unbekannter Mann stand auf der Leiter in der Oeffnung. Der Fremde war ihm nachgeschlichen.

„Wer seid Ihr?“ rief Klaus ergrimmt.

„Du wirst schwerlich den langen Kaspar kennen,“ versetzte der Fremde und schwang sich auf den Boden. „Siehst Du nicht, daß der verfluchte Span Unheil anrichtet?“

Mit diesen Worten wollte er das Feuer, das sich um das brennende Holz gebildet, mit dem Fuße ersticken, das aber verstand der verzweifelte Stedinger übel. Wie ein Tiger stürzte er sich auf den Fremden. Beide fielen in das Stroh zurück und begannen ein wildes Ringen. Während aber Mensch und Mensch mit einander kämpften, entfaltete sich auf dem Boden ein Feuermeer und in einer Minute stand das Dach in lichterlohen Flammen.

Ein Mädchen floh jetzt mit einem Koffer aus dem Hause. Es war Margrit.

„Heilige Jungfrau, wo bist Du, Kaspar?“ rief sie dann händeringend.

Keine Antwort erfolgte, denn oben auf dem Boden hatte sich bereits das furchtbare Drama vollzogen.

Weinend setzte sich Margrit auf den Koffer, ihr Antlitz mit der Schürze verhüllend; ihr Herz war voll Jammer und Not.

„Ach,“ seufzte sie, wäre ich doch auch von dem schrecklichen Feuer verzehrt worden wie mein armer Bruder.“

Noch war der Hof nicht völlig niedergebrannt, als Hufschlag sie aufschreckte. Eine Schar Reiter nahte sich rasch, jedenfalls vom Feuerscheine angelockt. Der Führer derselben schwang sich vom Rosse und trat an das Mädchen heran.

„Ist dies der Hof des Bauern Untrop?“ fragte er sie. Margrit schrie auf. Sie erbebte, als habe sie einen Geist gesehen.

„Bist Du vielleicht die Ursache dieses Brandes?“ sprach der Ritter. „Dein Gewissen scheint Dich zu beschuldigen, Dirne! Wisse, daß dieser Hof dem Grafen von Ravensberg zugefallen ist, der ihn dann mir für treue Dienste abgetreten hat. Gekommen, mein Eigentum zu besehen, geht dasselbe in Flammen auf. Bist Du die Brandstifterin, Dirne?“

Die Margrit war nahe daran, umzusinken.

Der Junker sah es und hielt es für einen Beweis, daß sie schuldig sei. Grimmig trat er an sie heran und riß ihr mit eisernem Griffe die Schürze vom Gesichte.

„O mein Gott!“ rief er zurücktaumelnd. „Marga, bist Du es oder nicht?“

„Ja, ich bin es, die unglückliche Marga!“ sprach sie, sich erhebend. „Laßt mich ziehn, Herr Junker. Das Elend ist mein Loos. Dort in den Flammen hat mein armer Bruder soeben den Tod gefunden, der einzige, der trotz seiner Verworfenheit mich nicht verließ. Er hat mich hierher geführt. Als Magd habe ich dem Bauern gedient, als Magd will ich sterben. Allein auch hier verfolgte mich das Unglück. Mein Bruder wollte mich über die Weser geleiten,

mir einen andern Dienst aufthun, als das Feuer ausbrach und, Gott sei's geklagt, ihn verzehrte. So laßt mich denn ziehen, Herr Junker! O schaut mich nicht mehr so traurig an! Es verzehrt ja, wie damals, Euer Blick mein Herz!"

"O Marga, nur ein Wort, nur eine Frage!" rief der von Mattena. "Wer war der fremde Mann, mit dem Du damals entflohen bist?"

Sie schaute zu ihm auf.

"Rede, ich bitte Dich!" flehete er.

"Mein unglücklicher Bruder," sagte sie.

"Also nicht der elende Kinkerode?"

Sie lächelte bitter und abwehrend.

"Kaspar floh damals wie ein gehektes Tier umher," sprach sie, "Vater und Mutter waren tot, sollte eine Schwester, seine einzige Verwandte, ihm ihr Herz verschließen können? Ich that Unrecht an Euch, Junker von Mattena. Mächtlicherweile steckte ich ihm Geld und Lebensmittel zu. Ach, verzeiht es mir, edler Herr, und dann laßt mich armes Mädchen ziehen."

"Nie und nimmer, teure Marga!" rief er. Hier an dieser niedergebrannten Stätte gelobe ich Dir aufs Neue, daß ich Dir ganz angehöre, daß Du mein liebes Weib bleiben sollst in alle Ewigkeit! O Marga, ich habe Dich der Untreue beschuldigt, geheiligter stehest Du jetzt vor mir da. Vergieb, vergieb mir meine Gedanken!"

Der Junker von Mattena war bei diesen Worten zu Boden gesunken; thränenden Auges schaute ihm Marga in das selige Gesicht.

"Dann bin ich Dir nicht zur Last gewesen?" flüsterte sie.

"Nie."

So fanden sich beide wieder. Wohl keiner der Ritter kehrte mit so seligen Gefühlen heimwärts aus dem blutigen Stedingerkriege als der Junker von Mattena. Auf die Tage der Qualen folgten dem Paare lange Jahre des Glückes; den Hof an der fernen Weser aber trat der Ritter nicht an; er gab ihn der unglücklichen Witwe Untrop zurück, die ihre letzten Tage auf ihm verlebte.



Geschichtliche Anmerkungen.

Die Ketzerverfolgungen im 13. Jahrhundert.

Ein furchtbarer Sturm brausete am Anfang des 13. Jahrhunderts durch das nordwestliche und mittlere Deutschland. Die Kunde von dem Abfalle zahlreicher Glieder der Kirche in den genannten Gebieten und die Befürchtung, daß sich hier südfranzösische Zustände wiederholen könnten, hatte den Papst Gregor IX. veranlaßt, besonders die Dominikaner aufzufordern, das Kreuz gegen die Ketzer zu predigen und in rauchenden Scheiterhaufen die heraufziehende Gefahr zu ersticken.

An die Spitze dieser gewaltsamen Gegenbewegung stellte er Konrad von Marburg, den Beichtvater der heiligen Elisabeth von Thüringen, die unter dessen Leitung von Stufe zu Stufe nach oben gestiegen war und ihren schnell beschlossenen Lebenslauf mit Wundern aller Art verbunden, die aufzuzeichnen, Konrad, der Verfechter der Kirche, den Auftrag erhalten hatte. Wer den Inquisitoren beistand, erhielt einen dreijährigen Ablass; allen Kirchenfürsten aber war befohlen, der Wirksamkeit Konrads und seiner Dominikaner Vorschub zu leisten.

Mit dieser Machtvollkommenheit ausgestattet, stand der gewaltige Mönch wie ein Beherrscher deutscher Gemüther da. Schrecken ging vor ihm her; Scheiterhaufen folgten seinen Spuren; selbst Grafen und Fürsten, wie die von Arnberg, Solms, Sayn und Loos, wurden von ihm zitiert, sich zu reinigen vom Verdachte der Ketzerei.

Der Untergang der Stedinger.

Ueber den Untergang der Stedinger berichten die alten Chronisten: Heinrich von Herford, Herm. von Verbeck, Bernh. Wittius, Albert Kranz u. a. m.

Nach Joh. Hübner hatte ein Priester einer Bauernfrau den Opferspennig, den er für zu gering hielt, statt der Hostie auf die Zunge gelegt, der Mann der Erschrockenen aber den Geistlichen erschlagen.

„Diesen Priestermörder,“ so erzählt er weiter, „sollten die Stedinger dem Erzbischofe zu Bremen überliefern und wie sie das nicht thun wollten, so wurden sie in die Acht erklärt, worauf sie alsobald dem Erzbischofe allen Gehorsam aufkündigten und sich in gute Verfassung setzten. Wie es nun anno 1230 und 1233 zu kleinen Schlachten kam, so trugen die Stedinger allemal den Sieg davon.

Nun erregte Bischof Gerhard II. auch Gefhard genannt, Himmel und Hölle wider die guten Leute. Man gab vor, sie wären vom Christentum abgefallen, sie hätten die Priester, ohne Unterschied, totgeschlagen, sie pflegten den Teufel um Rat zu fragen, sie hätten abgöttische Bilder von Wachs, sie trieben Hexereien und wären mit einem Worte ärger, als die Heiden, die man billig in der Christenheit nicht dulden könnte.

Dieses wurde nun dem Papste Gregor IX. mit wahrscheinlichen Umständen vorgetragen, als wenn es in der Bibel stände; worauf es anno 1234 so weit kam, daß gedachter Papst öffentlich das Kreuz wider diese abscheulichen Leute predigen ließ, wozu auch Kaiser Friedrich II. mit der Achteerklärung kam.

Hierauf trat der Erzbischof zu Bremen mit den Grafen von Holland, Oldenburg, Lippe, Cleve und Brabant, (den Bischöfen von Münster, Osnabrück, Minden, den Grafen von Ravensberg u.) in ein Bündnis und diese gingen 1234 mit einer Armee von 50 000 Mann auf die Stedinger los, welche alle zusammen nicht mehr als 11 000 Mann ausmachten. Bei dem Dorfe Oldenesche kam es endlich zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Stedinger an 4 000 Mann zu Boden schlugen. Sie wurden aber durch die allzugroße Menge endlich übermannt, daß ihrer 6 000 auf

der Wahlstatt blieben, die anderen in die Sümpfe und in die Weser gejagt und der Rest von diesem streitbaren Volke unter alle Winde zerstreut.“

Die Grafen von Ravensberg.

Diese Dynasten stammten aus den südlichen Teilen des heutigen Oldenburg und traten, ihren Namen von Kalverlage allmählich mit dem von Ravensberg vertauschend, am Osning auf. Ein Hermann von Kalverlage hatte die Tochter Ottos von Nordheim, die der Herzog Welf von Baiern verstoßen, geheiratet, wodurch er aus seiner unbedeutenderen Stellung hervortrat, aber fortan auch stets als Gegner der Welfen sich zeigte.

In dem Kriege, den die Sachsen unter Otto v. Nordheim gegen Heinrich IV. und dessen Freund, den Bischof Benno von Osnabrück, führten, mußte der Schwiegerohn des Herzogs gewinnen und zwar auf Kosten des Bistums. Die Ministerialien des letzteren, ein Graf Wezelo, ein Folkmar, Adalger und Amelung verschwanden und ein Teil ihres Gebietes nördlich und südlich vom Osning befand sich fortan im Besitze des Hermann von Kalverlage.

Im Welfenkriege, der des Volkscharakters entbehrt, sehen wir die Grafen auf der Seite des Kaisers oder dessen Stellvertreters, des Erzbischofs von Köln, dem Friedrich I. den Dukat Heinrichs des Löwen in Westfalen zugewiesen, gegen welche Oberherrlichkeit die Dynasten heimlich oder öffentlich sich auflehnten, wie die Ermordung Engelberts von Köln 1225 beweist.

Die Tecklenburger Grafen standen auf Seiten Heinrich des Löwen, wenigstens nach der Schlacht auf dem Halersfelde bei Osnabrück, und suchten sich, wie vordem die Ravensberger, auf Kosten des Stiftes zu bereichern, indem sie sich Iburgs bemächtigten und dann mit diesem sich belehnen ließen.

War der Sachsenkrieg unter Heinrich IV. noch Sache des Volkes, der der Welfen war eine Dynastenfrage.

Nur in dem Stedingervölkchen an der unteren Weser lebte das alte Sachsen Geschlecht fort. Es hielt fest an der Gauverfassung, fest an den alten Sitten und Gebräuchen. Das Land war ihr Eigentum, den Fluten abgerungen. Keine Adels hand konnte sich auf diese Marschen legen. Der Druck aber war damals in allen Ländern so groß, der Landraub seitens der Gewaltigen so allgemein, daß den Bauern nur wenig blieb. Zwar empörten sich die letzteren in der Normandie unter Richard II., in Fütland und Schoonen um 1180, in Ditmarschen und Kennemarn, in der Pikardie unter dem Meister von Ungarn, in dem Aufstande des Jacques-Bonhomme und anderwärts mehr: allein ohne Erfolg. Die Stedinger erlagen endlich ebenfalls den begehrlichen Griffen der Gewaltigen ihrer Zeit, und der Graf v. Ravensberg gesellte zu den Besitzungen im heutigen Oldenburgischen eine Anzahl Güter gefallener Bauernhelden. Fürwahr ein trauriger Erwerb und ein noch traurigeres Geschick!



„Aus Deutschlands Vergangenheit“

— eine Sammlung von Erzählungen mit
kulturgeschichtlicher Grundlage —

nennt sich ein neues Unternehmen, welches in ca. 10 Bänden abgeschlossen vorliegen wird. Der Verfasser W. Fricke, als Volks- und Jugendschriftsteller wohlbekannt, hat es auch hier verstanden, interessante geschichtliche Stoffe in fesselnder Weise zu bearbeiten. Jede Erzählung bildet ein in sich abgeschlossenes Ganze und ist **auch einzeln käuflich**, die **Besteller der ganzen Reihe** erhalten die Bändchen zum **ermäßigten** Preise. Die Verlags- handlung versucht es durch **niedrige Preisstellung bei guter Ausstattung** der Sammlung einen großen Absatzkreis zu erwerben und macht besonders auch **Volks- und Schul- bibliotheken** auf das Unternehmen aufmerksam. Der Preis beträgt für jedes Bändchen broschiert 50 Pfg., kartoniert 75 Pfg., hochelegant gebunden 1 Mk.; die **letztgenannte Ausgabe eignet sich besonders zu Geschenken**; bei **Bestellung der ganzen Reihe** kostet jedes broschierte Exemplar **nur 45 Pfg.** Zu diesem Preise kann jede Buchhandlung liefern, nach auswärts erhöht sich der Preis bei Frankozustellung um je 5 Pfg. pro Band. Bis jetzt ist erschienen:

I. Wittekind, der Sachsenherzog.

Eine geschichtliche Erzählung.

II. Der Untergang der Stedinger.

Eine geschichtliche Erzählung aus der Vorzeit von Köln, Hamm und Bremen.

III. Der Buchhalter von Barmen.

Eine Erzählung aus Deutschlands Knechtschaft.

Ungefähr alle 4—6 Wochen wird ein Band erscheinen. Bestellungen werden baldigst erbeten.

A. Helmich's Verlag (Hugo Anders)
Bielefeld.

